

geschildert wurden (S. 83). Nur sind sie in der Herzegowina, wenn möglich, noch ursprünglicher, die Wände bloß aus geschichtetem Bruchstein, ohne Mörtel. Der niedere Herd steht in der Mitte der Wohnstube und der Rauch entweicht durch ein Loch im Dache. Doch gibt es in Bosnien schon viele abgetrennte Küchen, wo der Wohnraum eine Decke hat und mit Ofen zu beheizen ist. Der ärmere mohammedanische Bauer, gleich dem Christen Slawe, ist im allgemeinen nicht viel besser gestellt.

Das Bauernhaus ist unter einfachen Verhältnissen eingeschossig. Es kommen aber auch zweigeschossige vor. In diesem Falle ist nach südslawischer Art unten der Stall, oben die Wohnung, ersterer gemauert oder aus Blockwerk, letztere, auch bei eingeschossigen Häusern häufig aus Fachwerk mit verputzten Flechtwerkfüllungen, eine offenbar von den Römern ererbte Bauweise. Vor dem Hause ist manchmal, wie in Kroatien eine Niederlaube, indem neben der Stube ein Teil des Vorraums unter dem Dache offen gelassen ist. Seltener erstreckt sie sich über die ganze Hauslänge.

Ställe sind noch nicht allgemein vorhanden.

In den Niederungen der Sawe gibt es, wie schon bei Kroatien erwähnt, wegen der häufigen Überschwemmungen, Häuser auf Pfählen. In der Herzegowina hat man, wo Ruten zu haben sind, Behausungen ähnlich denen der Fischer in Grado, S. 82.

Die slawischen Grundherren, sowie die städtischen Bürger, erstere durchaus, letztere zum großen Teile Mohammedaner, haben im Innern ihrer Häuser mitunter schön ausgestattete Räume. Der Grundherr kümmert sich nicht viel um Landwirtschaft, er nimmt nur Pacht ein. Sein Haus ist deshalb auch nicht für Landwirtschaft eingerichtet.

D. Herstellung des Bauernhauses.

Das Bauernhaus ist in günstigen Zeitabschnitten öfter allgemein in bezug auf Einteilung, Größe und Ausführungsart wesentlich verbessert worden. Die größte Umwandlung macht es seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch. Es entspricht dem Ziele dieses Werkes, hauptsächlich die vor jenem Zeitabschnitte allgemein herrschenden Zustände darzustellen. Dies möge berücksichtigt werden, wenn in verkehrsreichen Gegenden manchmal nur wenige der hier als typische Formen angeführten Gebäude angetroffen werden.

Einst wurde das Bauernhaus vollständig vom Bewohner desselben mit eigener Hand hergestellt. Allmählich ging aus dem Bauernstande der der Handwerker hervor, welcher von ihm bei größeren Ansprüchen mehr und mehr zur Hilfe herangezogen wurde. Es ist leicht einzusehen, daß ständig im Bauen geübte Leute in den meisten Fällen schneller, sorgfältiger und zweckmäßiger arbeiteten, wenn sie sich auch an die alten Überlieferungen hielten und halten mußten. Dieser Übergang von der Selbstarbeit zum Spezialhandwerker geschah in vielen Abstufungen. Heute ist nur in abgelegenen Gegenden noch der Bauer oder ein Mittel zwischen ihm und dem Handwerker der Ausführende. Wir wollen in erster Linie die volkstümliche Art der Herstellung beleuchten.

Der Bauer mit seiner Familie und Dienstboten war selten allein imstande, in der freien Zeit, die ihm der Betrieb der Landwirtschaft ließ, ein Haus neu zu erbauen, abgesehen davon, daß manche Arbeiten das Zusammenwirken mehrerer kräftiger Männer erfordern. In den Zeiten der reinen Naturalwirtschaft, wo jeder Haushalt alles Nötige in sich aufbringen mußte, hatte man in den unteren Volksschichten kein Geld und die Verwendung bezahlter Arbeitskräfte war damit ausgeschlossen. Deshalb halfen bei jedem nötigen Neubaue alle Nachbarn des Dorfes oder eines gewissen Dorfteiles

zusammen, wobei der Bauende nur Lebensmittel beizustellen hatte. Im ganzen Nordosten der Monarchie und in den meisten Gegenden Ungarns und Kroatiens ist dies in mehr oder weniger eingeschränkter Weise der Fall. Bei den Siebenbürger Sachsen ist diese Beihilfe, die gesetzlich nicht verlangt werden kann, in den „Nachbarschaftsartikeln“, einer uralten Dorfverfassung festgesetzt und es wird jeder, der sich solchen Arbeiten entziehen wollte, auch von den mannigfachen Vorteilen dieser Gemeinsamkeit ausgeschlossen. Es ist noch in der Umgebung Wiens und wahrscheinlich allgemein üblich, daß dem Abgebrannten durch unentgeltliche Lieferung und Zufuhr von Baustoffen geholfen wird. Freilich darf er sich dann kein auffallend schönes Haus erbauen. Die gemeinsame Arbeit ist auch beim Flachsbrecheln üblich.

Die Naturalwirtschaft und Selbstherstellung des Hauses und der Geräte hatte zur Folge, daß die Dorfbewohner sich viele Fertigkeiten aneigneten, die man heute bei uns vermißt, so außer den Bauarbeiten die Anfertigung und Ausbesserung der Fahrzeuge, Geräte, der Kleider vom Lein- und Flachsamem und der Tierwolle an, aller Nahrungsmittel u. dgl. Der Bauer erwarb sich schon bei den Robot-Bauarbeiten im herrschaftlichen Schlosse von Jugend auf eine große Übung. Dem Beispiele der Alten fügen sich stets die Kinder, so daß der Mensch wohl vorgeübt ins reifere Leben eintrat. In früheren, nicht lange vergangenen Zeiten war es überhaupt üblich, die Kinder nicht spielen zu lassen, sondern schon früh zu passenden Arbeiten anzuhalten.

Begabung, Geschick und Arbeitswilligkeit einzelner brachten es mit sich, daß sie in Ausführung und Leitung schwieriger Arbeiten hervorragten und daher bei jeder Gelegenheit in ähnlicher Weise herangezogen wurden, wodurch eine Arbeitsteilung entstand, die notwendig zur handwerksmäßigen Ausbildung führte.

In den westlichen Teilen der Monarchie ist diese Art zu bauen fast gänzlich aufgegeben und wenn der Bauer auch noch hie und da mitarbeitet, so wird doch alles über rohe Leistungen hinausgehende vom Handwerker gemacht. In Galizien, der Bukowina, dem mittleren und östlichen Ungarn, teilweise in Kroatien und in hohem Grade bei den Rumänen und Bulgaren in Siebenbürgen ist der Bauer besonders in Bearbeitung des Holzes, aus dem er sich nebst dem Hause noch den größten Teil seiner Geräte anfertigt, sehr geschickt. Dabei hat er nur wenige Werkzeuge, hauptsächlich das Beil, das bis vor kurzem noch in Siebenbürgen auch statt der Säge diente, zur Verzierung nur das Schnitzmesser. Allgemein ist die Anstelligkeit des Gebirgsbewohners in Holzarbeiten vom Holzfällen bis zum Bildschnitzen.

Den Übergang von der Selbstarbeit des Bauers zum Handwerk bilden die unzünftigen, wie oben ausgeführt, durch Auswahl gebildeten Arbeiter, welche in Ungarn und Kroatien entgegen dem Gesetze noch geduldet werden, da sie sich und mit Recht, des vollsten Vertrauens des Bauers erfreuen, dessen gewöhnliche Bauten sie mit Genauigkeit, Verständnis, Zweckmäßigkeit und nach seinem Geschmacke ausführen. Unter den Huzulen in der Bukowina gibt es eine große Zahl tüchtiger, geschickter, über das gewöhnliche Maß hinausragender Zimmerleute und Bauernkünstler. Desgleichen sind die Rumänen im südöstlichen Siebenbürgen und die wenigen noch unter ihnen lebenden Bulgaren nicht nur sehr gewandte Holzarbeiter, sondern auch mit Sinn und Geschick für Verzierung begabt.

Der Bauer verwendete, wo es zu haben war, das ihm gewohnheitsmäßig zustehende Holz aus gutsherrlichen oder Gemeindewäldern. Zumeist war es Nadelholz, die beliebte glattfaserige Fichte und wenn es sein kann, wie in den Alpenländern die wetterbeständige Lärche. In Siebenbürgen, Kroatien, Bosnien und zum Teil in Krain baut man mit Eichenholz.

Der Bezug des Bauholzes aus den Wäldern war in den alten Dorf-ordnungen genau geregelt und geschah, soweit es unbedingt zum Bau des Hauses nötig war, ohne Entgelt. Daraus ergab sich eine Art Bauaufsicht seitens des Waldbesitzers, des Gutsherrn oder der Gemeinde, welche auch darauf gerichtet war, daß jeder Bauer sein Haus tunlichst vor Wetter-einflüssen schütze, überhaupt in gutem Bauzustand erhalte.

Die Schwierigkeiten in der Baustoffbeschaffung, die Kosten und Arbeiten des Neubaus und die Bauaufsicht haben dazu beigetragen, die Ursachen der Verderbnis von den Gebäuden möglichst ferne zu halten, so daß sich unter der Hand der einfachen Zimmerleute eine Technik entwickelte, welche musterhafte Bauweisen in sich schließt. Manche Einzelheiten wie u. a. zahl-reiche Eckverbindungen der Blockwerkwände sind an Zweckmäßigkeit und Kunstfertigkeit kaum zu übertreffen. Die Zusammenpassung der Hölzer mit Rücksicht auf deren Schwinden, die dichte Herstellung der Wände und die ganze Einteilung und Einrichtung des Hauses entsprechen allen billig zu stellenden Anforderungen.

Das Eisen war bekanntlich bis zur Erfindung der mechanischen Gebläse am Ende des Mittelalters ungemein kostspielig und wurde erst in neuerer Zeit durch das Puddlings- und Walzverfahren wesentlich billiger. Kein Wunder, daß der Bauer die Verwendung desselben bei Haus und Ge-räten in oft scharfsinniger Weise umging und es nur in seltenen Fällen ge-braucht hat, und man steht noch heute in den Ostkarpathen und dem öst-lichen Siebenbürgen auf diesem Standpunkte. Auch der vorgeschrittene Siebenbürger Sachse spart in dieser Art.

Daß übrigens dort, wo die Arbeit über die ursprünglichen Zustände hinaus ist, der deutsche Zimmermann daran bedeutenden Einfluß geübt hat, zeigen zahlreiche in die magyarische, rumänische und in slawische Sprachen übergegangene technische Ausdrücke, als: Dübel, Fugen, Hobel, Kragholz u. a. m.

In Gegenden, wo das Holz spärlich ist, macht man die Wände aus Flechtwerk oder gestampftem Lehm, so in allen Ebenen, im Marchfelde, in Niederungarn u. a. O. Wo weder Lehm noch Holz ist, verwendet man den Stein für Wände, Dachdeckung und Einfriedung. In solchen Ländern ist dann das Mauern eine ebenso verbreitete Fertigkeit, wie sonst die Holz-bearbeitung.

Das Stroh zur Dachdeckung nimmt der Bauer aus seinem Vorrate, Rohr aus Stümpfen, Schindeln spaltete er selbst, Steine, Sand und Lehm be-zieht er aus den ihm stets zugänglichen Fundorten und Gruben der Gemeinde.

Die Dauer der Bauernhäuser ist auch ohne besondere Zufälle selten eine große. Sie sind aus verschiedenen Ursachen vergänglicher Natur. Früher, wo die allgemeinen Verhältnisse zwar jahrhundertlang fast gleich blieben, bewirkten Brand durch Krieg oder gefährliche Bauart, Wasserfluten oder Ödestehen den Untergang, so lange nicht langsames Verderben durch die ungeschwächten Witterungseinflüsse auf das Holz eintrat. Heutzutage haben sich die wirtschaftlichen, sowie auch die gesellschaftlichen Verhältnisse derart verbessert und verfeinert, daß der baldige Umbau aller alten Häuser nur mehr eine Zeitfrage ist.

Das Alter eines Hauses läßt sich nicht leicht anders als durch Jahres-zahlen an einem Hausteil bestimmen und dies nur mit der Vorsicht, ob das betreffende Stück nicht etwa von einem älteren Bau herrührt. Die Alters-feststellung nach Architekturformen, wie beim städtischen Hause, versagt teils aus Mangel solcher, teils wegen nicht zeitfolgemäßiger Verwendung der-selben vom Bauernkünstler. Nur manchmal in Salzburg oder Tirol verrät uns ein echter gotischer Bogen oder im Innern eine reich geschnitzte Tafelung

die Zeit der Entstehung. Meist sind dies aber keine Bauernhäuser, die derlei Teile an sich tragen. Bei wirklichen Bauernhäusern läßt sich aus der Art der Schnitzereien wegen der unbefangenen Auswahl der Bauernkünstler in Einzelheiten keineswegs so sicher auf das Alter des Werkes schließen, wie bei unseren Kirchen, Burgen oder Häusern.

Verlässlicher sind die Jahreszahlen, welche entweder außen auf der Firstpfette, der Giebelschwelle, oder innen auf dem Unterzuge eingeschnitten, eingebrannt oder gemalen sind. Jedenfalls sind die Jahreszahlen auf Holz verlässlicher als auf Stein, welche mit Vorsicht zu gebrauchen sind. Andererseits kann die Jahreszahl auf Holz der Erneuerung nach einem Brande entsprechen, der das Mauerwerk unbeschädigt ließ. Der Bauer hat nämlich nur selten den Ehrgeiz, ein altes Haus zu besitzen.

Gemauerte Bauernhäuser von einiger Bedeutung waren vor hundert Jahren mit Ausnahme der belebten und auch der holzarmen Gegenden noch selten. Doch findet man ausnahmsweise in Niederösterreich, Salzburg, Steiermark und Tirol einige gemauerte Häuser, die nach dem Sgraffitoputze dem sechzehnten Jahrhundert angehören. Tafel Niederösterreich Nr. 3, 4 und Tafeln Steiermark Nr. 1 bis 3 bringen Beispiele, wo auch meist die Jahreszahl der Erbauung zu ersehen ist.

Laut Jahreszahlen gibt es im Salzburgischen Holzhäuser von 1509 und 1536 *), in der Vorauer Gegend **) und in Nordwestböhmen auch aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, in Langenwang von 1617 ***), im Bregenzerwalde von 1619 †) an.

1. Hauswände.

Ursprünglich lag das Dach, der wichtigste Bestandteil der menschlichen Wohnung, auf der Erde und man hatte sich durch Ausgrabung darunter eine genügende Lichthöhe geschaffen. Behausungen ohne Seitenwände sind in Österreich noch unter den Fischerhütten in Grado (S. 82) am Nordende des Adriatischen Meeres zu finden. Auch im Textbände des reichsdeutschen Teiles dieses Werkes ist das Bild einer wandlosen Hütte in der Lüneburger Heide enthalten. Hütten mit vertieftem Innenraum, welche an die vorgeschichtlichen Wohngruben erinnern, werden noch von Zigeunern, oder von Erdarbeitern bei länger dauernden Bauten gemacht. Als man das Dach von der Erde erhob, mußte es durch Säulen oder Wände gestützt werden.

Wir unterscheiden, abgesehen von den auf T.-Abb. 3 und 4 gebrachten Abbildungen der Fischerhütten in Grado, folgende Arten von Wänden, und zwar aus: a) Ständerwerk, b) Fachwerk, c) Blockwerk, d) Stampflehm oder Lehmziegel, e) Mauerwerk.

a) Ständerwerkwände.

Das Dach ruht auf einzelnen in die Erde eingegrabenen oder nur auf Steinen stehenden und dann durch Verstrebung mit der Pfette lotrecht gehaltenen Holzsäulen. Auf den über den Säulen gelagerten Pfetten liegt das Dach. Die Ausfüllung der Öffnungen zwischen den Säulen ist meist in Leibungsräume derselben eingesetzt oder sie kann ganz unabhängig von den Ständern sein, da sie nichts zu tragen hat und sich dann nur daran lehnt.

*) Eigl: „Gebirgshaus“, S. 5.

**) J. R. Bünker: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXVII., S. 173 und 180.

***) Meringer: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXXIII., S. 145.

†) Deininger: „Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg“.

Je nach den verfügbaren Baustoffen ist die Ausfüllung aus Flechtwerk oder Stampflehm. Durch den Ersatz der Lehmwand mit Blockwerk entsteht eine Wandbildung, welche im östlichen Deutschland „Umgebände“ genannt und auf Seite 100 f. eingehend behandelt wird. In Kroatien ist Ständerwerkbau mit Flechtwerkfüllung in Übung (S. 88 und 89). Ständerwerkwände waren einst gewiß sehr häufig, vielleicht auch stellenweise die einzige Bauart, sind jedoch heute bei uns sehr selten geworden und nur manchmal bei alten, ärmlichen Bauten zu finden. Die Eingrabung der Säulen war das Merkmal der ältesten Wandbildung. Die gewaltigen Scheuern in Niederösterreich ruhen auf Holzsäulen, welche ganz frei auf einem Mauerpfeiler in Erdhöhe stehen und nur wie oben angedeutet, durch Büge gegen die Pfette aufrecht gehalten werden, sind daher auch aus Ständerwerk.

b) Fachwerkwände.

Dieselben bestehen aus einem festen Gerippe von Hölzern und sind eine Vervollkommnung des Ständerbaues durch Anwendung verschiedenartig angeordneter Balken und enge Verbindung mit der Ausfüllung. Durch die Schwelle werden die Säulen von der Erde entfernt und dadurch dauerhafter.

Fachwerk besteht aus Schwellen, Säulen, Kaphölzern, Riegeln, Streben und Bügen. Die Ausfüllung der Fache geschieht in verschiedener Weise mit Flechtwerk, Lehmstaken, lot- oder wagrechten in die ausgenuteten Rahmhölzer eingeschobenen Bohlen oder auch mit den Rahmhölzern gleich starken Balken, mit Stampflehm, Lehmziegeln, Backstein- oder Bruchsteinmauerwerk.

Flechtwerksfüllung macht man noch häufig in Ostgalizien, der Bukowina, in Ungarn bei den Rumänen, in Kroatien und besonders Slawonien und Bosnien. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es in den ebenen Gegenden Ungarns überall, schon von Preßburg an, zu finden. Für Wohngebäude wird es innen und außen mit Lehm beschlagen und geweißt, bei Wirtschaftsgebäuden roh belassen. In Bosnien gibt es wohl noch Häuser, wo das Flechtwerk nicht in die Fächer eingepaßt ist, sondern innen am Fachwerk anliegt und in einem Stücke rund um die Ecken geht.

Die Ausfüllung der Fache mit Lehmstaken, d. i. mit Strohléhmwürsten umwundenen Stecken, ist mitteldeutsche Bauart und bei den Deutschen Nordböhmens, welche eben dieser Abkunft sind, weit verbreitet. Aber auch in der Bukowina ist diese Ausfüllung gebräuchlich, vielleicht von deutschen Siedlern dahin gebracht.

Bohlen zur Füllung der Fache werden in wagrechter Lage einzeln in Vorarlberg um Feldkirch*) verwendet, häufiger bei Südslawen, so um Treffen in Unterkrain und in Kroatien, bei Wohngebäuden und besonders bei Speichern**), Tafel Kroatien Nr. 2. Lotrechte Füllhölzer in den Fachen sehen wir in Westgalizien, um Czernowitz, im Gömörer Komitate in Ungarn.

In der Ebene um Suczawa werden zwischen die Säulen wagrechte, etwa 8 cm starke Stangen eingezogen, welche nahe aneinanderliegen. Der Zwischenraum wird mit Stroh oder Heu verstopft, die Wand dann auf beiden Seiten mit einer Mischung aus Lehm und Pferdemit beworfen, geglättet und geweißt. In den Vorstädten von Czernowitz***) und bei den Siebenbürger Sachsen treibt man zwischen die wagrechten Rahmhölzer lotrechte Stecken ein, welche mit Lehm beschlagen werden.

*) Deininger: „Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg“.

**) „Kroatische Bauformen.“ Herausg. v. Kroat. Ing.-Verein, Bl. 4.

***) Romstorfer: „Mitt. der Anthropol. Ges., XXII, 5.

In dem slawischen Landstriche nördlich von Olmütz bis nach Schlesien hinein, werden die Fache mit Stampflehm in 20—30 cm hohen Schichten ausgefüllt, die außen bündig sind und innen zur Verstärkung der Wand vorstehen. Auf jede Schichte wird eine dünne Strohlage zur Bindung gebracht, deren vorstehende Enden zum Schlusse abgebrannt werden.

Auf wesentlich höherer Stufe als die meisten dieser Fachwerkbauarten, sowohl bezüglich der Anarbeitung des Holzes, als auch der Ausfüllung der Felder steht die Herstellungsart in den westlichen Ländern, wenn auch hier früher die Ausfüllung mit Flechtwerk Regel war. Man findet Fachwerkwände in Nordböhmen von der reichsdeutschen Grenze oberhalb Furth—Taus gegen Osten bis über Reichenberg hinaus, einzeln noch bis Freiheit. Die Grenze ist in der Hausformenkarte angegeben und auf Seite 71 beschrieben. In Vorarlberg ist das Fachwerk wenig zu sehen, noch seltener im Oberinntale und dies höchstens bis zum Ötztal vom Westen her. An beiden Orten ist es mit den Ansiedlern aus dem Deutschen Reich hereingebracht worden. In Schlesien ist regelrechtes Fachwerk selten und dann aus Preußisch-Schlesien oder der fränkischen Heimat der Siedler verpflanzt worden (s. T. Schlesien Nr. 1).

In den westlichen Ländern kommen Fachwerkwände für das Erdgeschoß von Wohn- und Stallbauten nur selten vor. In der Regel sind vom Wohngebäude nur das Obergeschoß und die Giebel, Scheuern und Schopfen aber vollständig daraus hergestellt, während das Erdgeschoß des Wohnhauses aus Block- oder Mauerwerk besteht (s. mehrere Tafeln von Böhmen.)

Die Ausfüllung der Fache besteht im westlichen Teil aus Lehm- oder Backsteinen, seltener aus Bruchstein, im östlichen Teil mehr aus Lehmstaken. In den rauhen Gegenden Nordböhmens, im Erzgebirge, wo die öfter aus Fachwerkwänden bestehenden Obergeschosse auch ständig bewohnt sind, was die große Heimarbeit mit sich bringt, werden die Wände oft außen, manchmal auch innen verschalt. Wo Dachschiefer billig erhältlich, verwendet man ihn aus demselben Grunde nach thüringischem Muster statt der Schalbretter (Tafel Böhmen Nr. 1).

Zum Fachwerk müssen wir auch die fast allgemein vorkommenden Scheuer- und Schopfenwände rechnen, welche auch in holzreichen Gegenden die Blockwände bei diesen Gebäuden verdrängen. Die Fache werden dann nicht mehr ausgefüllt, sondern verschalt, und zwar meist von außen, was gewiß das Zweckmäßigere ist. Um jedoch die Außenflächen zu beleben, bringt man die Verschalung teilweise auch von innen an, und zwar hauptsächlich im Ober- und Unter-Inntale, bei Brixen, in Salzburg, Obersteiermark, Krain bis Laibach. Es geschieht dies bei Wohnhausgiebeln in Tirol, bei Wirtschaftsgebäuden auch in den Seitenwänden. Man sucht dabei durch hübsche Einteilung der Hölzer zu wirken und verwendet hauptsächlich Kreuze (s. Tafel Tirol Nr. 7). In Krain ist öfter zwischen die Fachwerkhölzer ein Gerippe aus diagonalen Stangen eingesetzt, mit Mörtel ausgefüllt und verputzt. Bei Häuslern im Gebirge ist die Stube aus Blockwerk und der Küchenherd allein gemauert, die Küche aus verschaltem, unausgefülltem Fachwerk (s. T.-Abb. 32, Urgesbach bei Gutenstein in Niederösterreich, Tafel Kärnten Nr. 9, Beistübel Nr. 10 in Arnoldstein, Tafel Krain Nr. 1, 6. Abb., Ring Nr. 56).

Die Fachwerkwände ruhen auf einzelnen Mauerwerkspfählern oder auf gemauertem Sockel, oft nur auf einem starken eichernen Schwellenkranz, wo dann Steinschlag oder an den Ecken größere Steine untergelegt sind.

c) Blockwerkwände.

Man versteht darunter solche Wände, welche ausschließlich aus wagrechten Bäumen hergestellt sind. Wände, wo wagrechte Bäume in Säulen eingetutet vorkommen, gehören zum Fachwerk.

Der Blockwerkbau, einst bei Bauernhäusern im Gebirge und in den slawischen Ländern fast allein herrschend, ist heute in den ebenen und verkehrsreichen Gegenden sehr zurückgegangen und nur ausnahmsweise werden daraus neue Gebäude errichtet, wo Überfluß an Holz ist. Im Westen geschieht es kaum mehr dort, wo der Bauer eigenen Wald hat, wie im Schönhengstgau und dem hochentwickelten Nordböhmen, eher noch in den inneren Tälern der holzreichen Alpengegenden, auch im Böhmerwalde und in den inneren Karpathen. Merkwürdig ist z. B. das Vorkommen von Blockwänden in den Vogesen, im Schwarzwalde und dem südlichen Württemberg. Infolge der langen Dauer des Holzes unter günstigen Verhältnissen findet man noch sehr alte Blockwerkhäuser in bedeutender Zahl, besonders im Gebirge, auch an Orten, wo man solche nicht vermuten würde, so bei Preßbaum (Wolfsgraben), nahe von Wien, im ebeneren Teil von Oberösterreich, dem Innviertel. Dagegen ist im nordöstlichen Teil Niederösterreichs, welcher in vorgeschichtlicher Zeit stark besiedelt war, kein Blockwerkbau mehr zu finden. Im holzarmen Karste fehlt er selbstverständlich, in Krain sind der Natur des Landes stets folgend, Block- oder Steinbau vorherrschend.

Es ist nach dem eben Gesagten klar, daß eine genaue Abgrenzung des Blockwerkbauens nicht getroffen werden kann. Je walddreicher, schwerer zugänglich, je weiter gegen Osten das Land liegt, desto mehr wurde so gebaut, desto mehr ist uns davon erhalten. In holzarmen Gegenden, ob Gebirge oder Ebene, war er nie heimisch. In verkehrsreichen Gegenden ist er verschwunden wegen hohen Holzpreises, in dicht gebauten Orten wegen strenger Bauvorschriften, hauptsächlich hat die Aufhebung des unentgeltlichen Holzbezuges in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dazu beigetragen.

Jedenfalls war er einst landesüblich in Vorarlberg, in der nördlichen Hälfte Tirols, Steiermark, Kärnten, dem waldigen Teile von Krain, in Salzburg, dem oberösterreichischen Innviertel, im südlichen Niederösterreich, in Böhmen in den Randgebirgen und auch stark im Innern, in den Sudeten, den Karpathen und auch ihren walddreichen vorgelagerten Ebenen bis nach Siebenbürgen. In allen diesen Ländern gibt es wieder Gegenden, wo gezwungenerweise andere Bauweisen herrschen.

Der Blockwerksbau ist zweifellos sehr alt und schon in vorgeschichtlicher Zeit ausgeübt worden, wie vorgefundene Reste*) beweisen. Doch ist mehreren Quellen und zahlreichen Resten zufolge der Ständerbau mit Flechtwerk älter und verbreiteter. Unvollkommene Werkzeuge haben gewiß den Blockwerkbau lange verhindert.

Wir unterscheiden das Blockwerk zuerst nach der Anarbeitung der Bäume, je nachdem sie rund belassen oder mehr oder weniger eben zugehauen sind. Die erstere Art finden wir nur in abgelegenen Landstrichen, außer der Gottschee, Tafel Krain Nr. 1, hauptsächlich in den Ostkarpathen, der Bukowina, nicht nur für Ställe, sondern auch für Wohnhäuser. Eine sehr ursprüngliche Ausführung findet man bei den Holzknechtthütten für den Winter, den „Winterkramen“.***) Die runden Bäume werden nur seicht verkämmt, so daß sie Zwischenräume von etwa 15 cm bilden, nachdem der Wechsel vom Stamm- und Zopfende entsprechend vorgenommen ist. Zwischen je zwei Bäume werden dann in gleicher Längenrichtung junge Stämme eingetrieben. Bei Scheuern und Schopfen läßt man des Luftzuges halber diese Zwischenräume offen.

Für Wohnhäuser werden die Bäume in verschiedener Weise bearbeitet, um größere Dichtigkeit und hübscheres Aussehen der Wände zu erzielen. Zunächst werden ebene Lagerflächen von ziemlich gleicher Breite hergestellt,

*) Ein Eckstück im k. u. k. Naturhist. Museum, aus Hallstatt.

**) Bünker: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXXII, S. 242 ff.

wodurch die Bäume ihre zulaufende Form behalten und daher Kopf- und Stammende stets gewechselt werden müssen. Weiters werden auch an den Seiten ebene Flächen hergestellt, doch so, daß noch an den Ecken Waldkanten, d. i. die natürlichen Rundungen erhalten bleiben. Diese Bauart ist besonders den Nordslawen eigentümlich und wir finden sie in Böhmen, Schlesien und Nordungarn, auch bei Deutschen. Die im Holzbau gewandten Huzulen in den Ostkarpathen bearbeiten Rundbäume oft auf mühsame Weise, indem sie keine ebenen Lagerflächen herstellen, sondern den unteren Teil des Baumes derart rund konkav ausarbeiten, daß er auf dem unteren konvex belassenen Baum voll aufliegt, gewissermaßen reitet. Feiner ausgebildet ist dies in Norwegen üblich. Schließlich bearbeitet man alle vier Seiten eben, entweder dem Baumwuchs entsprechend zulaufend, wie es im Pinzgau auch bei größeren Wohngebäuden geschieht, oder endlich in der ganzen Länge gleich stark, die Bäume in der Stärke etwas wechselnd oder alle mit gleicher Höhe. Diese vorzügliche, viel Holz benötigende Bauweise ist fast nur im Westen üblich und wir treffen sie zumeist in Vorarlberg, Tirol, Salzburg und auch Kärnten.

Eine weitere Eigentümlichkeit des Blockwerkes liegt in der Eckverbindung. Bei einfachen Bauten läßt man sowohl bei runden, als auch zubehauenen Bäumen die Köpfe an den Ecken hinausstehen, wodurch jedes Holz einen Haken bildet und der ganzen Wandhöhe nach Vorkopfreiheit entstehen. Am einfachsten ist die Verbindung nach T.-Abb. 6, wo man jedem Baum zur Hälfte ausschneidet. Hier kann nach einer Richtung eine Verschiebung stattfinden. Gewöhnlich schneidet man den Baum auf der oberen Seite aus, besser ist das Gegenteil, weil das Eindringen des Regenwassers verhindert wird. Wird von jedem Baume unten und oben je ein Viertel der Stärke ausgeschnitten, so ist eine Verschiebung nicht mehr möglich, T.-Abb. 7. Bei vierkantigen Hölzern, T.-Abb. 8, ist diese Verbindung sehr sicher. Sie war früher besonders für Wohngebäude in den Alpenländern und auch bei besseren Bauten in den Karpathen gebräuchlich, am häufigsten in Steiermark und Kärnten.

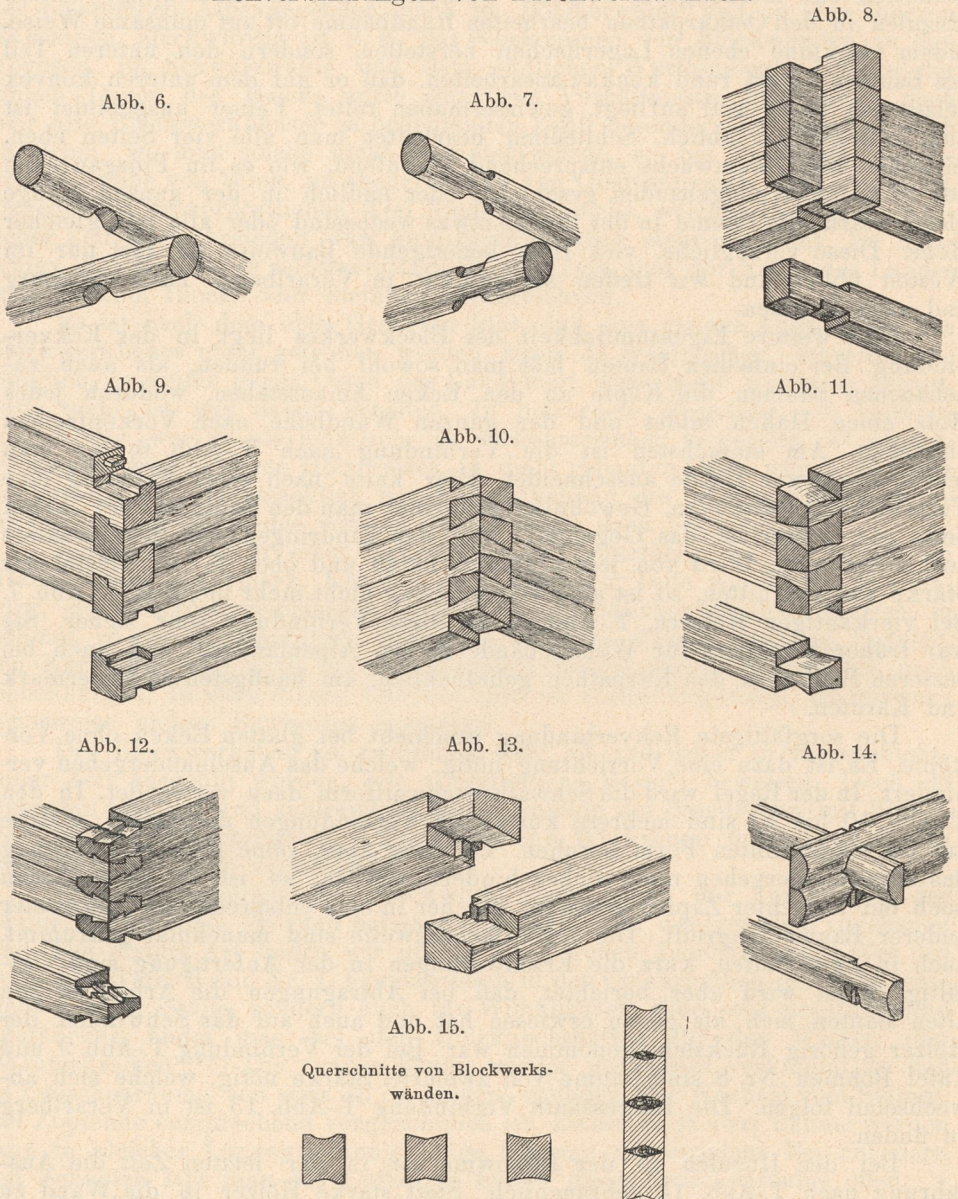
Die sorgfältigste Eckverbindung geschieht bei glatten Ecken ohne Vorköpfe. Es ist dazu eine Vorrichtung nötig, welche das Auseinandergehen verhindert. In der Regel wird die Schwalbenschweifform dazu verwendet. In den T.-Abb. 10 bis 13 sind mehrere kunstvolle Verbindungen dargestellt, welche auf der obgenannten Form beruhen. Da diese aber, ohne größere Belastung das Auseinandergehen nicht sicher hindern würden, so ist in jedem Baum noch ein lotrechter Zapfen gelassen, welcher in eine entsprechende Nut zweier anderer Bäume eingreift. Die Schwalbenschweife sind manchmal gekrümmt, auch in zwei Stufen, kurz die Erschwerungen in der Anfertigung sind vielfältig. Meist wird aber berichtet, daß bei Abtragungen die Arbeit an den alten Bauten sich als genau erwiesen hat und auch auf das Schwinden der Hölzer gehörig Rücksicht genommen war. Bei der Verbindung T.-Abb. 9 und Tafel Böhmen Nr. 8 sind Bäume von zweierlei Stärke nötig, welche sich abwechselnd folgen. Die interessante Verbindung T.-Abb. 13 ist in Vorarlberg zu finden.

Bei den Huzulen in der Bukowina ist in der letzten Zeit die Ausführung nach T.-Abb. 14 gebräuchlich. Statt starke Hölzer in die Wand zu legen, werden sie derart zweimal getrennt, daß in der Mitte eine starke Diele bleibt und außen zwei Halbhölzer, welche, die gerade Fläche nach innen, zur Wandbildung, verwendet werden, nachdem man oben und unten eine Lagerfläche hergestellt hat. Bei den Polen und in den östlichen Teilen Preußens bei den Slawen findet man eine einfache Schwalbenschweif-Eckverbindung nach T.-Abb. 10, wobei jedoch die Baumenden ein Stück über die Wand

herausragen, wie in Tafel Galizien Nr. 1 zu ersehen ist. In Galizien sind außerdem verschiedene kunstvolle Eckverbindungen ausgeführt.*)

Zur Deckung der dem Schlagregen ausgesetzten Hirnhölzer trifft man hier und da besondere Einrichtungen. In der Bukowina stellt man außen

Eckverbindungen von Blockwerkwänden.



Balken vor, siehe Tafeln Nr. 2 und 3, in Böhmen dienen die Umgebendesäulen als Schutz, in Vorarlberg Lesenen aus Holz geschnitzt, mit Sockel und Kapital.

Um die Bäume auch zwischen den Ecken sicher zu verbinden, insbesondere, wenn die Eckverbindungen nicht vollständig genügen, werden

*) Puszet Ludw.: „Studien über polnischen Holzbau“. 1. (polnisch) Krakau, 1905.

dieselben an den aufeinanderliegenden Flächen durch Dübel, d. i. kurze, in beide Bäume eingelassene Holznägel verbunden.

Trotz genauer Bearbeitung der Fugen findet schon wegen des Werfens des Holzes der kalte Wind zwischen den Bäumen seinen Weg in die Stube, weshalb bei bewohnten Gemächern eine besondere Fugendichtung stattfindet. Am häufigsten wird dazu Moos und Lehm benutzt. Das Moos wird bei den rund belassenen Stämmen in den keilförmigen Raum zwischen denselben eingetrieben und dann mit Lehm beschlagen. Oder es werden die Hölzer in den Kehlen mit kleinen Holznägeln besetzt und mit Lehm beworfen, so daß nur die höchsten Teile der Rundung heraussehen. Anderswo werden über die ausgefüllten Kehlen Latten genagelt. Bei den Siebenbürger Széklern macht man sogar in die vierkantig behauenen Hölzer Beilhiebe zur Aufnahme von Spänen, welche den Lehm- oder auch Mörtelverputz festhalten. Bei der slawischen Art der Behauung der Blockbäume (s. S. 97) füllt man die dreieckige Fuge, welche die Waldkanten derselben bilden, mit einem etwas vorstehenden Lehmstreifen aus, welcher mit Kalkmilch angestrichen wird, was den böhmischen Blockwerkhäusern ein charakteristisches Äußere verleiht (s. Tafel Böhmen Nr. 5 und 9), doch auch anderswo ist dies zu sehen, wie die Tafel Kärnten Nr. 3, 1., 3., 5. und 6. Abbildung aus deutscher Gegend bezeugt.

Die vorzüglichste und vollständig baugemäße Art der Fugendichtung ist in T.-Abb. 15*) abgebildet. In die Lagerfläche jedes Stammes wird eine Rinne eingestemmt, so daß zwei aufeinander liegende einen hohlen Raum bilden, der mit Moos dicht ausgestopft wird. Weniger gut ist es, wenn die Fugen ohne diese Höhlung nur von außen oder innen verstopft werden.

Die Behandlung der Blockwerkwände im Äußern ist sehr verschieden. Schön bearbeitete vierkantige Bäume werden meist rein belassen oder auch mit Ölfarbe gestrichen (Vorarlberg).

Wo kalte Winde anfallen, wird das Blockwerk wegen Wärmehaltung außen verschalt oder verschindelt, oft nur auf der Wetterseite, hier auch wegen Schlagregen. Zu Wallern im Böhmerwalde macht man dies manchmal nur so hoch, als der Regen kommen kann. Die Verschalung geschieht teilweise im oberösterreichischen Innviertel (s. Tafel Oberösterreich Nr. 6), in der nordwestlichen Steiermark, im österreichischen Lechtale, im Böhmerwald und auch im Riesengebirge. Die Schalbretter werden lotrecht angebracht. Die Schindel sind in den genannten Ländern viel größer als Dachschindel und gewöhnlich an den Kanten beschnitten. Nur im Bregenzer Walde verwendet man nach Schweizer Muster seit mehr als hundert Jahren zierliche kleine, abgerundete Schindeln, welche über alle Vorsprünge in Krümmungen hinweggehen und den Charakter des Hauses vollständig verwischen.

Einfache Leute weißten das Blockwerk ohne weiteres oder nur eine Einfassung um Fenster und Türe. Zur Verbergung wird es wohl auch in Gegenden, wo es nicht mehr üblich ist, vollständig berohrt und mit Kalkmörtel verputzt. Beim Umgebände verputzt man manchmal auch nur das Blockwerk und läßt die Ständer unberührt.

Im Innern sucht man auf verschiedene Art eine glatte Wand herzustellen. Die Bäume werden entweder auf der inneren Seite behauen, oder man hat wie in der Bukowina innen die Schnittfläche, bei Rundholz stellt man durch Ausfüllung mit Lehm eine ebene Fläche her, die dann in jedem der Fälle geweißt wird. Ebene Holzflächen beläßt man auch glatt und wäscht sie von Zeit zu Zeit wie einen hölzernen Fußboden. Bei waldkantig be-

*) Eigl. „Das Salzburger Gebirgshaus“.

hauenen Bäumen macht man die Ausfüllung und Weißtünchung der Fugen innen ebenso, wie vorhin für außen beschrieben wurde. Im Westen der Monarchie stellt man sehr oft auf den ebenen Holzflächen einen Kalkmörtelverputz her, welcher geweißt, bemalt oder tapeziert wird, sofern man nicht eine Vertäfelung aus Holz anbringt.

Für Scheuern und Schopfen liegen die Bäume so, daß ein wagrechter Zwischenraum wegen Lüftung bleibt.

Unterlage des Blockwerkhauses war früher der allgemein auch als Fußboden verwendete Lehmfletz, eine gestampfte Ebene. Durch Vermodern der untersten Bäume sank das Haus allmählich immer tiefer, bis der Bewohner sich zu einem Neubau entschließen mußte. Bei den Heanzen legt man auch quer unter die Blockwände mehrere besonders starke Eichenhölzer *) Bei den Székeln verwendet man vier starke Eichenholzbalken, in Form eines Rahmens. **) Man legte auch große Steine in den Ecken unter die Wände, dann Trocken-, endlich ein förmliches Sockelmauerwerk. Dabei mußte darauf Rücksicht genommen werden, daß die an einer Ecke zusammenstoßenden Wände immer um eine halbe Balkenstärke in der Höhe verschieden sind.

Die Holzstärken waren bei alten Häusern sehr groß und gingen allmählich zurück, als starke Hölzer schwer erreichbar wurden. In der Regel sind die Bäume im behauenen Zustande 12 bis 15 Zentimeter stark, die Höhe ist aber bedeutend größer, bis gegen 30 Zentimeter. Die Länge richtet sich nach dem Bedarfe. Unter günstigen Umständen ist sie der Hausabmessung gleich und erreicht dann 12 Meter und auch mehr.

In den Alpenländern gibt es auch schon vielfach Außenwände aus Bohlen bis 8 Zentimeter Stärke herab, in der Bukowina macht man solche Innenwände. Bei Verwendung von Eichenholz, wie in Kroatien und Krain, nimmt man gewöhnlich nur Bohlen.

Eigentümlich ist in holzreichen Ländern die Unterstützung der Vordachpfetten für das weit ausladende Giebelvordach und auch für die Vordächer der Traufseiten durch allmähliches Vortretenlassen der Blockwerkwände, sowohl der äußeren als auch der inneren und das konsolförmige Ausschneiden derselben, Tafel Kärnten Nr. 6, Vorarlberg Nr. 1. Nach derselben Art geht man auch bei der Unterstützung von Hochlauben vor, wie dies auch in den Tafeln öfter zu sehen ist.

Eine eigentümliche, malerisch wirkende Bauart ist das „Umgebände“, auch Ständerwerk genannt, wie es auf den Tafeln Böhmen Nr. 1, 2, 6, 7, 9, 12 bis 15 und Mähren Nr. 2 dargestellt ist. Eigentlich gehört es zum Ständerbau, wie dort erwähnt, wir wollen es jedoch wegen seiner engen Verbindung mit dem Blockwerk hier vornehmen. Außer der Blockwerkwand des Erdgeschosses vor einer der Wände, oder um mehrere herum, anliegend an dieselben ist es ein Gerüste aus auf Steinen oder Mauerwerk ruhenden Säulen, Kapphölzern, Zangen und Bügen, worauf entweder sogleich das Dach oder auch noch ein in die Ebene des Umgebändes vorgerücktes Obergeschoß aus Block- oder Fachwerk ruht. Die Ausbildung ist in einer ganzen Stufenleiter von einfachster bis reicher Ausführung vorhanden. Bei einfachen Häusern ist es nur ein Gerippe aus wenigen Säulen mit Eckbändern. Wenn mehrere Säulen dazukommen und daher näher zusammenrücken, so daß die Büge endlich oben sich berühren, wird ein Kreis oder elliptischer Bogen ausgeschnitten, so daß man das Bild einer mit Bögen verblendeten Wand hat. Dieses „Umgebände“, wie es in Sachsen genannt wird, ist bei uns am häufigsten in Nordböhmen zu sehen und dessen Verbreitung ist auf S. 73

*) Bünker: „Mitt. d. Anthrop. Ges.“, XXV, S. 95.

**) Bünker: „Zeitschr. f. Volksk. i. Berlin“. 1904, S. 105.

angegeben. Es kommt auch bei Bergreichenstein und Taus, im Schönhengstgau in Mähren (Tafel Nr. 2), und den nächst gelegenen böhmischen Bezirken vor. Wir finden es gleichfalls häufig im Deutschen Reiche, westlich bis Sachsen-Altenburg, im Königreich Sachsen, in Preußisch Schlesien und bis in den Spreewald, in einfachster Art auch bei Krakau, Czortkow, in Ost-Galizien und im Gömörer Komitate in Ungarn. Ein sehr interessantes Vorkommen ist in Kroatien, wo im Dorfe Končanica an der Bahnlinie Barcs—Pakrac eine größere Anzahl von zweigeschossigen Häusern vorhanden ist, die im Erdgeschoße Blockwände mit Umgebände, oberhalb Fachwerkwände haben. Umgebände ist in Kroatien sonst unbekannt. Die Ansiedler sind Čechen, noch nicht lange eingewandert, offenbar aus Nordostböhmen, wo Fachwerk bei Deutschen, Umgebände bei Deutschen und Čechen vertreten ist.

Die Herkunft oder Entstehung des Umgebändes ist bisher noch nicht in befriedigender Weise aufgeklärt worden. Einige Beispiele werden vielleicht Anhaltspunkte zur Erledigung dieser Frage liefern. In Strodau bei Kaplitz, in Schichowitz bei Schüttenhofen, beide Orte in Böhmen und zu Terling*) zwischen Modern und Bösing im Preßburger Komitate in Ungarn ist an einzelnen, durchwegs ärmlichen Häusern aus Lehmwänden außen herum das Umgebände zu sehen, d. h. das Strohdach ruht auf den Pfetten, die durch Säulen mit Bügen getragen werden, innerhalb derselben stehen Lehmwände. Hier ist also das Umgebände die wirkliche unentbehrliche Stütze des Daches und es dürfte in Böhmen, Mähren und den Karpathen noch zahlreiche solche Häuser geben. Das Gerüste, welches bei unseren nordböhmischen Häusern mit der Blockwerkwand überflüssig erscheint, ist hier nötig befunden worden, da man der unverlässlichen unverputzten Lehmwand das schwere vermooste Strohdach nicht zum Tragen anvertrauen mochte. Dieses Gerüste muß hier mit vollem Rechte als Ständerbau bezeichnet werden. S. S. 93.

Nachdem diese Bauart in ihrer Urform nur in slawischen oder einst slawischen Ländern vorkommt, so scheint sie aus der altslawischen Hütte abzustammen, von der wir uns nach den obigen Beschreibungen einen annähernden Begriff machen können. Die Hauswände können und werden stellenweise auch aus Flechtwerk gewesen sein, wie in Ost-Galizien, Kroatien und Bosnien noch gegenwärtig. Dann war das Traggerüste um so nötiger. Weitere Erwägungen über die Ausbildung des Umgebändes werden unter „Zierformen“ gebracht werden.

Eine eigentümliche Anwendung des Umgebändes ist bei Dobschau im Gömörer Komitate in Ungarn üblich*), das sogenannte Stempeln. Das Haus ist ursprünglich nur aus Blockwerk erbaut. Wenn im Laufe der Zeit die Blockbäume zu verfaulen beginnen, setzt man außen herum unter die weit vorspringenden Bundtrame ein förmliches Umgebände mit Säulen, Pfetten, Bügen und den unter den Pfetten angebrachten Zangen.

Die Anbringung von Fenster- und Türöffnungen in Blockwerkwänden geschah auf zweifache Weise. Tafel Salzburg Nr. 3 zeigt die Herstellung einer Fensteröffnung, wenn das Fensterlicht, wie es früher geschah, kleiner war, als die Stärke zweier Bäume beträgt, wo die Hälfte der Höhe aus jedem der zwei benachbarten Bäume herausgeschnitten ist. Man machte dies auch derart, daß man einen Baum vollständig ausschnitt und von den zwei benachbarten den noch erforderlichen Teil. Dabei war aber für besonders sorgfältige Verdübelung der vollständig getrennten Stücke mit den anderen Bäumen zu sorgen. Erstreckt sich das Fensterlicht über mehrere Bäume, so

*) Nach Angabe von Prof. Karl Fuchs in Preßburg.

mußten lotrechte Wechsel eingezogen werden, wie Tafel Salzburg Nr. 3 weist, ebenso für Türen.

In der Regel macht man die Auswechslungen schon beim Abbinden oder mindestens beim Aufstellen des Hauses, im Böhmerwalde oft aber erst an dem fertigen Hause, wo dann die Löcher herausgeschnitten und Wechsel, wenn nötig eingesetzt werden.

d) *Lehmwände.*

In Ebenen und leichtem Hügellande fehlt oft Holz oder ist dem Bauer nicht zugänglich. In vielen Fällen ist dann Lehm vorhanden, welcher für Hauswände in jeder Beziehung sehr gut geeignet ist, obwohl es bei uns für ein Zeichen der Armut gilt, in solchem Hause wohnen zu müssen. Lehmwände sind nur für eingeschossige Häuser geeignet, sowohl wegen der großen Last eines zweiten Geschosses, als auch weil eine hohe Wand nicht vor den Einwirkungen des Schlagregens zu schützen und die Einsturzgefahr sehr groß wäre.

Man macht die Lehmwände entweder unmittelbar aus reichlich mit Spreu vermengtem Lehm oder aus getrockneten Lehmziegeln und Lehmörtel. Zur Sicherheit läßt man manchmal nach einer Lehmschicht von gewisser Dicke oder einer gewissen Zahl von Lehmziegelschichten, eine Schar von Backsteinen folgen. Auch verkleidet man den unteren Teil der Wände mit stehenden Backsteinen, oder macht schließlich den Sockel ganz aus solchen. Das Haus setzt man gerne etwas hoch, um raschen Ablauf der Niederschläge zu erzielen. Die Außenflächen werden mehreremale im Jahre sorgfältig geweißt.

Die Herstellung der Lehmwände geschieht auf mehrere Arten. Bei Stampfwänden wird die Form aus zwei durch Verbindungshölzer auf die Stärke der Wand auseinander gehaltenen Brettern auf die geebnete und vorgeordnete Grundfläche gelegt und mit gut durchgetretenem Lehm mit Spreubeimengung in niedrigen Schichten vollgestampft. Dann wird die Form entsprechend gehoben, unterstützt und wieder vollgestampft und so bis zur nötigen Höhe der Wand fortgefahren. Den obersten Teil macht man mindestens aus einigen Scharen wohlgetrockneter Lehmziegel oder Backsteinen, um die Last des Daches auf die noch weiche Wand gleichmäßig zu übertragen. Öffnungen werden ausgelassen und mit Backsteinschichten oder hölzernen Überlagen gedeckt.

In Südmähren sind die „gesatzten“ Wände üblich. Der zubereitete, zähe Lehm wird mit Schaufeln ohne besondere Form an die richtige Stelle geschleudert, bis die Wand, wenn auch etwas unregelmäßig und nach oben an Stärke abnehmend, die richtige Höhe erreicht hat. Nach etwa einer Woche werden die Flächen glatt verrieben und geweißt.

Im Somogyer Komitate in Ungarn wird in der Mitte der künftigen Wand ein Gerippe aus Ästen, gleichsam als Lehre, aufgestellt und von beiden Seiten zugleich mit Lehm beworfen. Nach einer Woche Austrocknens wird die Wand geglättet und geweißt. Man nennt dies „Schwalbenbau“.*) Gerne nimmt man in Ungarn dazu Straßenkot aus lehmigen Wegen, weil er gut durchgearbeitet ist.

Im unteren Teile des Baranyaer Komitates und teilweise auch im angrenzenden Slawonien baut man mit Lehmziegeln, doch in ganz besonderer Weise. Es wird ein Aushub im Grunde gemacht, der allmählich mit dem Kot lehmiger Wege vollgestampft wird, wobei an beiden Seiten der künftigen

*) Bünker: „Mitt. der Anthropol. Ges.“. XXVII, S. 103.

Wand Stecken eingestampft werden, welche bis zur beabsichtigten Höhe derselben reichen. Dann wird unten ein Teil ausgeflochten und innen mit Lehmziegeln ausgemauert. In dieser Weise wird bis zur Dachhöhe fortgefahren. Das Flechtwerk wird dann beiderseits mit Lehm beworfen und geweißt. Dieses Verfahren wird gegenwärtig nur für Ställe gebraucht, war aber wahrscheinlich früher allgemein in Übung.

Lehmhäuser sind selbstverständlich an das örtliche Vorkommen von Lehm gebunden, daher besonders in den ungarischen Ebenen, im Wiener Becken, vielfach in Mähren und Böhmen und in den galizischen Niederungen zuhause. In Ebenen, wo nur sandiger Grund und wenig Wald ist, griff man früher zum Flechtwerk.

e) Gemauerte Wände.

Der große Verbrauch an Holz für Blockwerk, die Verteuerung desselben durch den erleichterten Verkehr, die Ablösung der Holzgiebigkeiten durch die Grundentlastung und die Feuergefährlichkeit, welche scharfe gesetzliche Einschränkungen des Holzbaues mit sich brachte, haben den Neubau in Blockwerk zumeist unmöglich gemacht. Flechtwerk- und Lehmwände entsprechen den heutigen Ansprüchen in der Regel nicht mehr, das in geschlossenen Ortschaften vorgeschriebene schwere Ziegeldach und die Unmöglichkeit, zweigeschossige Häuser oder solche mit größerer Geschosshöhe aus Lehm zu machen, schließen die Lehmwand ohnedies aus, daher fast in allen Teilen der Monarchie der Mauerbau mehr oder weniger zunimmt. Bruchsteine werden nur dann genommen, wenn sie nicht nassen und bloß dort, wo Ziegel zu teuer kommen, nimmt man jeden Stein, wenn auch Wohnungen und Ställe fast unerträglich dunstig sind.

Nachdem man einmal gezwungen war, zum Stein- oder Ziegelbau zu greifen, wurde zuerst bei Ställen, deren Holzwände wegen großer Feuchtigkeit und anderen fäulnisbildenden Einflüssen rasch zugrunde gingen, der Holzbau aufgegeben, dann beim unteren Geschoße des Wohngebäudes über Einfluß von Bauverordnungen. Letzteres geschah, um die Holzwände dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit und dem Schlagregen zu entziehen. Das Obergeschoß wurde noch lange in Block- oder, wo es Gebrauch, in Fachwerk erbaut. Die Scheuer hingegen, früher in lockerem Blockwerk, macht man jetzt, wo es noch gestattet ist, und seit langem schon in Schalfachwerk, welches dem Zwecke viel besser entspricht, als Mauerwerk.

In den südlichen Alpenländern und im Karste, wo schon seit der Römerzeit Holzmangel herrscht, war Mauerbau stets in Übung. Im Karste, im inneren Dalmatien und der Herzegowina verwendet man oft nicht einmal Kalkmörtel, obwohl das Gestein vortrefflichen Kalk liefern würde, sondern nur Erde zum Ausfüllen der Fugen. Dies geschieht übrigens auch in Gegenden, wo Weißkalk schwierig zu beschaffen ist, wie im Arhntal, einem nördlichen Arm des Pustertales bei Bruneck in Tirol, öfter in Böhmen u. a., wobei man nur außen gut verputzt.

2. Dach und Lauben.

Die Herstellung des Dachstuhles war einst der schwierigste Teil des Hausbaues, da man bei den Wänden nur geringe Anforderungen stellte.

Der Hauptunterschied in der Art der Dächer liegt in den gegebenen Deckstoffen, von denen wieder Neigung und Dachstuhl abhängt. Als Deckstoffe kommen vor: Bretter, Schindeln verschiedener Größe und Anarbeitung, Stroh oder verwandte Pflanzenstengel, Steinplatten und seit langem auch

Dachziegel. In der Regel erfordert Holz, Stroh, Rohr und dergl. eine steile Dachneigung, doch wird bei dem aus Steinen beschwerten Legschindeldache eine sehr geringe Rösche ausgeführt.

Die Legschindeldächer haben Neigungen von 16—24°, sind also Siebentel- bis Fünfteldächer. Es entsteht dabei so wenig Schub, daß die Sparren einfach auf den Zwischenwänden lagern und nur im Firste eine einfache Schere mit starkem Holznagel nötig ist. Auch im Bregenzer Walde, wo die Neigung schon auf 24° steigt, geht man so vor, obwohl bei dieser Neigung doch schon genagelte Nutschindeldächer vorkommen. Man kann dies bei der kräftigen Verbindung der Blockwände an den Ecken und durch Zwischenwände unbedenklich machen. Einfachere Dachstühle sind Blockwerkwände aus Rundstämmen, wie sie in allen Alpenländern noch in älteren Wohn- und Wirtschafts-Gebäuden vorkommen, neu jedoch nur an Nebengebäuden und Alphütten in sehr waldreichen Gegenden gemacht werden. Man unterstützt dabei die Pfetten durch Wände ihrer ganzen Länge nach, oder durch Querbinder. Diese Wände sind dann selten dicht gelegt, sondern zwischen je zwei Bäume sind etwa in der Entfernung einer Baumdicke mehrere Stützen gestellt. Bei den Querbindern bilden die Pfetten die Längsverbinding (s. Tafel Vorarlberg Nr. 1, im Querschnitte). Bessere Häuser haben jedoch auch bei mittelflachen Dächern in neuerer Zeit schon Dachstühle.

Die Eindeckung der Legdächer erfolgt mit gespaltenen, großen Brettschindeln ohne Nut aus feinfaserigem Holze, welche durch quer darüber der Länge des Daches nach gelegte, mit schweren Steinen belastete Stangen in ihrer Lage festgehalten werden. Die Befestigung der Stangen geschieht an den Enden, indem sie durch den an den Flugsparren befestigten Ortladen gehen und mit vorgesteckten Holzkeilen festgehalten werden (Tafeln Oberösterreich Nr. 2 und Tirol Nr. 2 und 7). Trotz der flachen Deckung und dem unvermeidlichen Werfen der Brettschindel sind die Dächer ziemlich wasserdicht, da meist eine vierfache Überdeckung stattfindet und eingedrungenes Wasser vom Holze aufgesaugt wird. Dagegen findet bei Winden starkes Schneeeintreiben statt. Sonst sammelt sich im Winter darauf eine ziemlich starke Schneelage. Verwendung von Eisennägeln ist ausgeschlossen.

Die Legdächer kommen vor in den Pyrenäen, Vogesen, der Schweiz, in Vorarlberg, Tirol, Oberkärnten, Salzburg, Altbayern, dem westlichen Oberösterreich, im deutschen Südböhmen, dem Böhmerwalde, Erzgebirge, der Bukowina und in Bosnien. Sie waren bei uns früher wahrscheinlich im Gebiete des bayerischen Stammes verbreitet, da man einzelne davon noch im gebirgigen Niederösterreich und dem nördlichen Oberösterreich findet.

Das frisch gelegte Dach hält aus weichem Holze durchschnittlich zehn Jahre gut, dann wird es abgeräumt, die schlechten Schindel werden ausgewechselt und das Dach neu gelegt. So geschieht es dann jedes dritte Jahr. Lärchenschindel dauern viel länger, auch bei Fichtenholz ist bezüglich der Dauer ein großer Unterschied.

Zur Beaufsichtigung des Daches, welches auch öfter abgekehrt, im Winter wohl auch ausnahmsweise von zu starker Schneelage befreit wird, dient ein auf der Dachfläche angebrachter Aufsatz mit einer gegen Süd oder Ost gerichteten Aussteigöffnung.

Die Bauern gehen von dieser Deckweise nur ungern ab, hauptsächlich erst dann, wenn sie das dazu nötige tadellose schlichte und feine Holz nicht mehr aus eigenem Walde gewinnen können oder ihnen die Erwerbung zu teuer ist. Vorteilhaft ist daran die leichte Herstellung und Ausbesserung durch den Bauer selbst, die beständige wärmehaltende Schneedecke im Winter. Es ist weiters möglich, mit Legdächern sehr breite Häuser herzustellen, wofür sonst sehr hohe und daher schwere, dem Winddruck stark ausgesetzte Steil-

dächer nötig geworden wären, daher sie für Einheitshäuser in Zeiten, wo die Baukunst auf tieferer Stufe stand, unbedingt nötig waren. Siehe darüber S. 60. Als in neuerer Zeit allmählich die Legdächer abkamen, schränkte man beim bayerischen Einheitshause die Gemachbreiten, besonders die des „Hauses“ bedeutend ein, oder man trennte das Wohnhaus vom Wirtschaftsgebäude.

In Südtirol und im Karste macht man die Dächer nur um wenig steiler als Legdächer, deckt jedoch mit Hohlziegel, Tafel Küstenland Nr. 1, oder in armen Gegenden, wenn möglich, mit dünnen Steinplatten, welche überhaupt nicht befestigt werden können. In Oberösterreich, Bayern und den sonstigen Alpenländern, wo man allmählich das Legdach aufgibt, bleibt man auch bei Nutschindel- und Ziegeldeckung anfangs bei flachen Dachneigungen, welche den Eigenschaften dieser Deckstoffe nicht angemessen sind.

Die Dachstühle der Steildächer bieten nichts, was hier erwähnenswert wäre. Die Eindeckung geschah in Gebirgsgegenden bis vor kurzem mit nutlosen Brettschindeln. Erst in neuerer Zeit geht man zu Nutschindel- oder Ziegeldächern über.

Die Walme sind in ihrer jetzigen kunstvollen Herstellungsweise die Verbesserung eines ursprünglichen Zustandes, wie er in den Karpathen noch besteht. Ihre Entstehung wird sich vielleicht in folgender Weise erklären lassen. Ein einfaches Satteldach schützt eigentlich allein die Langseiten des Hauses, die Giebelseiten nur bei einem sehr großen Vordache und flacher Dachneigung. Das erstere bedingt eine sehr schwierige Bauart. Ein einfaches Verschlagen des Giebels mit Brettern schützt die Giebelwand nicht. Man stellte daher an den Giebelseiten dreieckige Dachflächen unter das Satteldach hinein, wie man dies bei den Schöpfen, Tafel Kärnten Nr. 2 beim Getreidekasten, Tafel Nr. 3 bei den drei unteren Abbildungen sehen kann. In der Bukowina kommt dies noch häufig bei ganzen Walmdachflächen vor, obwohl dort auch vollständige Walme sehr häufig sind. Einen Rest dieser Walmdachflächen, welche im Dache durch Giebelverschalungen oder Mauern abgelöst sind, finden wir in der Giebeltraufe, einem Vordache im Giebel über den Fenstern außen in Deckenhöhe angebracht, als wäre es das Ende eines durch die Giebelfläche verdeckten Walmes. Wir wollen diese Giebeltraufen, nachdem sie bei zweigeschossigen Häusern offenbar in Ableitung auch an den Langseiten zwischen beiden Geschossen vorkommen, *Simsdächer* nennen. Man sieht sie sehr häufig in Böhmen, Mähren, den Karpathen, bei den Kroaten, Siebenbürger Sachsen und Heanzen, Tafeln Böhmen Nr. 8 und 14, Mähren Nr. 1 und 2, Schlesien Nr. 1. Besonders stark entwickelt sind sie auf Tafel Galizien Nr. 1 und Ungarn Nr. 3 und 4 zu sehen, auf letzterem Blatte auch bei zweigeschossigen Häusern. Wie man auf den Tafeln Ungarn Nr. 1 und Siebenbürgen Nr. 1 bemerkt, behält man diese *Simsdächer* auch bei gemauerten Wänden bei, wo man sie in Mauerwerk ausladet und mit Schindeln oder Dachziegeln abdeckt. Demselben Zwecke dienen bei den Holzhäusern in Vorarlberg die „Klebedächer“, in ähnlicher Weise an den Holzwänden über den Fenstern angebracht.

Häufig sind Halbwalme oder Schöpfe, besonders in deutschen Ländern bei Steildächern in besserer Ausführung. Wenn man dieselben heute offenbar nur zur Zierde, zur Belebung des Dachumrisses ausführt, so hatte man früher damit die Absicht verbunden, den unteren Teil des Giebels vor Schlagregen tunlichst zu schützen, wo entweder die Fenster von Giebelstuben oder Luftlöcher für den Bodenraum angebracht waren, wozu die Tafeln zahlreiche Beispiele liefern. Beim Alpenhause wird dieser Zweck durch die Hochlauben, die Gänge im Obergeschosse und im Giebel erreicht, da man dort weder Walm noch Schopf am Legdache anbringen kann.

Hier mögen noch die halbkegelförmigen Dächlein am Firste über dem Giebel erwähnt werden, wie sie in slawischen Gegenden, in den Sudeten und Karpathen vorkommen. S. Tafel Böhmen und Schlesien Nr. 1.

Sehr wichtig sind beim Bauernhause die Dachvorsprünge, nicht nur zum Schutze der Wände aus Holz oder Lehm vor Regen, zum geschützten Aufenthalt beim Ein- oder Austritte durch die nach außen führenden Türen, sondern auch zum Verkehr längs des Hauses von der Wohnung aus zu verschiedenen anderen Türen und Arbeitsstellen im Hause und man macht sie gerne so groß als möglich. In den Ebenen etwas kleiner, beträgt die Ausladung in den Gebirgsländern, in Steiermark und Kärnten etwa einen, in Salzburg bis zwei, in Tirol bis zweieinhalb Meter und mehr, besonders im Giebel. Während gewöhnliche Vordächer durch bloßes Hinausragen der Sparren hergestellt werden, geht dies bei größeren Weiten als einen Meter nicht mehr und man stützt die Sparren durch hinausragende Deckenbalken mit Sattelhölzern, im Giebel durch stufenweise vorspringende Blockwerkbäume, sehr starke einfache oder doppelte Pfetten oder auch durch reiches Strebwerk. Auch die Säulen der Hochlauben, welche im unteren Geschosse auf Ausschußbalken ruhen, geben teilweise Unterstützung. Eigentümlich ist die Vordachbildung in der Zips, so in Georgenberg, Tafel Ungarn Nr. 3. Diese auffallend große Ausladung dient zum geschützten Aushängen von Flachs zum Trocknen an Querstangen.

In slawischen Ländern, auch bei Deutschen läßt man zur Bildung eines Vordaches den ganzen Dachstuhl so weit als nötig über die Hauswand vorragen, wobei dann die Sparren noch etwas ausladen können. Diese Einrichtung ist deshalb nötig, weil ein Herabhängen der Sparren bei den ohnedies sehr niederen Wänden der altslawischen Häuser und den steilen Strohdächern die Fenster verdeckt hätte, ohne eine genügende Ausladung zu erzielen. Die Deutschen haben zweifelsohne diese zweckmäßige Anordnung angenommen. S. Tafeln Böhmen Nr. 1, 5 bis 9, Mähren Nr. 1 und 2. Dabei kann man leicht zwischen der Dachbalkenlage, soweit sie über die Hauswand vorragt, Öffnungen lassen, die gewöhnlich mit losen Brettern belegt, zum Hinaufgeben von Futter auf den Boden oder auch Hinaufsteigen benützt werden können, wie es z. B. im Böhmerwald geschieht*).

Beim fränkischen Hause, wo das Viehfutter ebenfalls im Bodenraume über den Ställen aufbewahrt wird, ist auf dem Dache ein Ausbau nach Art eines Dacherkerfensters angebracht und vorne am Dachrande mit einer Türe versehen. Die Deutschen heißen sie überall, wo sie vorkommt, Arkertüre, offenbar von Erker. S. Tafel Niederösterreich Nr. 2, erste und dritte Abbildung.

Über die Eindeckungsstoffe ist noch einiges nachzutragen. Die Eindeckung geschah, wie vorher erwähnt, in waldreichen Gegenden, früher mit gespaltenen Brettschindeln ohne Nut, die bei flachen Dächern nur gelegt und beschwert, bei steilen Dächern genagelt wurden. Bei ärmlichen Häusern sind die Brettschindel sehr lange und auf einer Dachseite oft nur in einer oder zwei Brettreihen vorhanden, so in den Karpathen, oder bei Hochstadeln in den Alpen. In Galizien und der Bukowina und in den ungarischen Niederungen deckt man zuweilen noch mit Schilfrohr, in Kroatien mit Maisstengeln.

Die Stroheindeckung wird örtlich in sehr verschiedener Weise ausgeführt und es ist hier nicht der Platz, dies darzulegen. Besondere Vorkehrungen sind gegen den Angriff des Windes an First und Kanten getroffen. An den Giebeln sichern breite Ortladen die Strohlage. Der First wird

*) Schramek: „Zeitschr. f. öst. Volksk.“, X, S. 9.

durch gegenseitiges Binden der kreuzenden Strohbindel von beiden Dachflächen, durch Auflegen von Firststangen, von winkelförmig gebogenen, auf dem First reitenden, nach hinein gebundenen Hölzern gegen Windangriffe befestigt. In Siebenbürgen wird außen auf den Dachflächen ein förmliches Gerippe, den Sparren und Latten entsprechend, welches oft bis in die Nähe der Traufe herabreicht, aufgelegt und hineingebunden. *) Um die gefährlichen Kanten des Strohdaches zu vermeiden, deckt man die Ränder mit Schindeln und nur die innere Fläche mit Stroh (Tafel Böhmen Nr. 15, Haus in Nieder-Öls).

In engen Ortschaften haben Bauvorschriften und Brandschaden-Versicherung bei neuen Bauten die weiche Eindeckung zum großen Teile verdrängt, höchstens daß man noch Nutschindel zuläßt, in der Regel nur Dachziegel.

Bei den reichen Niederschlägen in den Gebirgsländern würde das dem Winde stark ausgesetzte Haus durch Schlagregen und Traufwasser viel leiden. Man bringt daher an vielen Orten Dachrinnen, bis jetzt meist nur aus ausgehöhlten Stämmen hergestellt, an, deren Wasser bisweilen durch schräge, am Ende angelehnte Rinnen zur Erde geführt wird, Tafel Böhmen Nr. 3, wo dies wohl nur ausnahmsweise geschieht. Die Rinnenhaken verfertigte man aus krummen Ästen (Tafeln Steiermark Nr. 5 und 6).

In vielen Gegenden der Alpenländer und Böhmens trägt das Bauernhaus als interessante Ausstattung am vorderen Ende des Daches auf dem Firste ein Glockentürmchen und die Tafeln Salzburg Nr. 5, Steiermark Nr. 6 und 7, Tirol Nr. 1 und Böhmen Nr. 9, 11 und 16 bringen mehrere Beispiele. Eigl gibt zahlreiche Belege. **)

Die Glocke wird von unten gezogen und dient in der Regel bei Einzelhöfen dazu, die um das Haus oder auch recht ferne davon arbeitenden Hausleute zur Mahlzeit heimzurufen. Man nennt sie gewöhnlich Haus- oder Eßglocke, scherzhaft Freßglocke, das Ganze auch Dachhäusel; das Gestelle ist zumeist aus Holz, aber auch einzeln aus Eisen und dann keineswegs immer neu. Man findet die Hausglocken in der nordwestlichen Steiermark von Selztal gegen Westen, im Salzburgischen, in Tirol, nicht selten bis Innsbruck, dann einzeln bis Landeck gegen Westen, häufiger wieder im Bregenzerwalde. Auch in Ober- und Niederbayern und im Schwarzwalde sind sie nicht selten. In Kärnten gibt es deren einige an der Grenze gegen Tirol. Sie sind wieder häufiger im Böhmerwalde gegen Norden bis zu den Choden bei Taus, im deutschen und tschechischen Südwestböhmen und manchmal auch in Nordböhmen und im Egerland.

Wenn auch mehrere nebeneinander liegende Höfe die Glocken haben, so weiß doch jedermann die heimische herauszufinden, umso mehr, als um die Mittagsstunde bei allen der starke Mahner im Innern sich bemerkbar macht. Am Achensee in Tirol sind Häuser, von wo mit der kleinen Glocke die Arbeitenden auf eine Stunde Entfernung berufen werden.

In Böhmen hat sie sehr oft einen anderen Zweck. Im Südwesten und im Böhmerwalde hat man die Glocke auch im Dorfe, aber nur auf einem der besseren Häuser, wenn im Orte selbst keine Kirche ist und zwar zu religiösen Zwecken. Sie ertönt dreimal des Tages als Aufforderung zum Gebete, beim Tode eines Nachbarn, schließlich auch zur Anzeige eines Brandes und behufs Vertreibung von Gewittern. ***) Bei den künischen Freibauern dient die Glocke auf dem Einzelhofe dem weltlichen, aber auch dem höheren

*) Mitteilung vom Prof. Karl Fuchs in Preßburg.

**) Salzburger Gebirgshaus, Tafeln 18—20.

***) Mitteilung von J. Schramek (Freiung bei Winterberg).

Zwecke. Am Erbrichterhof zu Herrnfeld im Adlergebirge in Nordostböhmen (s. S. 56) hat die Glocke unter dem kegelförmigen Dächlein den öffentlichen Charakter.

Im niederösterreichischen Ötschergebiete *) und in der Steiermark **) hat man mit Ausnahme des westlichen Ennstales auf den Einzelhöfen statt der Glocke bei Katholiken oft nur eine Eisenblechplatte an der Haus- oder Scheuerwand, auf welche zum Rufen mit einem Hammer geschlagen wird, bei Protestanten eine hölzerne Klapper, gleichwie manchmal auch in Oberkärnten und bei Hopfgarten im Brixentale in Tirol. Meringer und Haberlandt berichten ***) von einer bronzenen, lotrecht an einem Loche in der Mitte aufgehängten Scheibe, auf welche mit einem Klöppel geschlagen wird. Diese Vorrichtung soll in Steiermark nicht selten sein und war auch in Pompeji gebräuchlich.

Die Dachgiebelfläche ist in der Regel bei Holzhäusern, oft auch bei sonst gemauerten durch eine Verschalung geschlossen. Im Gebirge reicht manchmal auch das Blockwerk der Wand bis an die Sparren (Tafel Tirol und Vorarlberg Nr. 1). Doch bleibt der Giebel in anderen Gegenden wieder ganz offen, wenn das Vordach sehr weit ausladet, z. B. in Oberinntal bei Innsbruck, um eine gute Austrocknung der Einlagerung zu erzielen, oder es wird außer der in der Flucht der Hauswand liegenden eigentlichen Verschalung am Vordachrande eine zweite gemacht mit einer größeren oder kleineren Öffnung wie im Etsch- und Eisacktale, bei Bozen, im oberen Ennstale in Steiermark, in Kärnten bei Millstatt, in Krain u. a. O. Der Zwischenraum beider Schalungen dient zum Austrocknen von Frucht, Wäsche u. dgl., Tafeln Salzburg Nr. 5, Steiermark Nr. 6.

Die Verschalung des Giebels erfolgt mit glatter, oft auch wieder sehr schön verzierter Verschalung, wie in Nordostböhmen und den Sudeten bei Deutschen und Slawen (mehrere Tafeln von Böhmen) und in Slawonien, weniger verziert in den Karpathen, besonders deren höheren Teilen bis in die Bukowina, sobald überhaupt Giebel vorhanden sind, zuweilen im Alföld in Ungarn, im südöstlichen Siebenbürgen bei Rumänen, Bulgaren und Székeln. Die Zierformen des Giebels werden am Schlusse behandelt werden.

In Ungarn und Unter-Steiermark in ebenen Gegenden schließt man die Giebelfläche manchmal mit einem Geflechte aus Strohzöpfen, im Isonzotale und in Krain auch aus Gerten.

Niederlauben. Vom Dache sind die aus dem Dachvorsprunge entstandenen Lauben nicht leicht zu trennen. Der im Hofe längs des Hauses führende erhöhte Gang (s. S. 54) zum Verkehre zwischen den Türen der Wohnung und der Ställe, sowie anderer Räume heißt in fränkischen und bayerischen Gegenden „Gred“, wahrscheinlich von gradus, d. i. Stufe. Ein Beweis dafür ist, daß er in der Strecke Tepl—Weseritz †) den Namen „Trepp“ führt. Da außer den Ställen im Hofe die Grube für Dünger und Jauche sich befindet, so würde wegen des Ausbringens desselben dieser Gang sonst fast unbenützlich sein. Die Gred wird daher fast in der Höhe des Stallfußbodens gehalten und zumeist gedielt oder gepflastert. An der Hauswand längs derselben werden unter dem Vordache zur Trockenhaltung Pferdegeschirre, Werkzeuge u. a. aufgehängt, da man, wie schon erwähnt, diese Seite des Hauses nach Tunlichkeit gegen Osten richtet, von wo nur selten Winde mit Niederschlägen kommen.

*) Mitteilung von Dr. Eugen Frischauf in Eggenburg.

**) Mitteilung von Dir. Lacher in Graz.

***) Festschrift d. V. f. öst. Volksk. 1904.

†) Dr. Urban, „Aus dem Volksleben des Tepl-Weseritzer Hochlandes.“ Mies, 1893.

So lange das Dach nur eine leichte Eindeckung hatte, war es möglich, entweder durch die bloße Vorkragung der Sparren oder das Vorstehen des Dachstuhls einen genügend weiten Dachvorsprung zu erzielen. Bei schwerer Eindeckung und größerem Vorsprunge mußte man das vordere Sparrende durch Säulen stützen. Diese Säulen wurden allmählich die Bestandteile einer mit Brüstungen versehenen Wand, gleich den Häusern auch in Mauerwerk und dann aus Pfeilern und Bogen ausgeführt. Bei Holz sind sie oft reich verziert. Wir wollen den Gang „Niederlaube“ nennen. T.-T. III, Abb. 3 und T.-T. II, Abb. 6 und 7, zeigen uns solche in Grundrissen, Tafel Ungarn Nr. 2 auch in der Ansicht.

Man sieht, die Bauern haben die uralte Einrichtung des Kreuzganges, welcher sein Vorbild wieder im römischen Atrium, bezw. Peristylum fand, neu erfunden, nachdem dasselbe Bedürfnis aufgetreten ist. Es muß erwähnt werden, daß die Niederlaube übrigens an verschiedenen Orten, wo sonst oft noch sehr ursprüngliche Umstände herrschen, vorkommt und daher nicht überall wie im Gebiete XXVIII aus baulichen Rücksichten entstanden ist. Wir finden Niederlauben sehr häufig in Kroatien, Bosnien, im Zalaer Komitate, bei Széklern, Rumänen in Ungarn und der Bukowina und bei den Bojken in Galizien, gewöhnlich und zwar meist allein am Hause mit Schmuck versehen. Freilich spricht das in Galizien und der Bukowina dafür gebräuchliche Wort „ganok“, abstammend vom deutschen Gang, für Nachahmung. Im ethnographischen Dorfe der ungarischen Tausendjahr-Ausstellung 1896 sind fast alle Bauernhäuser mit Niederlauben versehen gewesen, teils offen, teils halb oder ganz zugemacht, was allerdings weniger den wirklichen Verhältnissen entspricht, als vielmehr dem Trachten nach möglichst günstigem Eindrücke zuzuschreiben ist. Gemauerte Niederlauben sind in Ungarn erst seit der Zeit üblich, als man anfangs Häuser mit Backsteinen zu mauern, was seit einigen Jahrzehnten der Fall ist. Vorher hatte man zumeist keine oder nur Holzlauben in den oberwähnten Örtlichkeiten.

Etwas länger als in Ungarn sind gemauerte Niederlauben im nordöstlichen Teile von Niederösterreich, ähnlich wie bei den Heanzen in Ungarn im Gebrauche, Tafel Nr. 2.

Im Böhmerwalde einzeln und im Riesengebirge häufiger, verschalt man, des rauhen Klimas halber, die hölzerne Niederlaube auch vollständig (Tafel Böhmen Nr. 14), gleichwie einzeln im Böhmerwalde. Schon bei Wildenschwert in Ostböhmen beginnt diese Einrichtung. Hieher gehören auch die verschalten Vorlauben (Brückl) im steierischen Ennstale, in Aussee und im Fürstentum Liechtenstein. Der Name Brückl bezeichnet um Vorau in Obersteiermark einen erhöhten Vorplatz vor der Haustür, einer Brücke ähnlich.*)

Eine andere Art dieser Vorbauten dient zum geschützten Eintritt in das Wohnhaus, wie auch zum geselligen Aufenthalte vor demselben. Sie sind weniger im Hofe als an der Straße angebracht. Wir wollen sie zum Unterschiede Vorlauben nennen. Dazu rechnen wir die Söller oder Žudr im nordöstlichen Niederösterreich und bei den Hannaken in Mähren, welche, wenn heute auch selten, doch einer genaueren Erwähnung wert sind.

In den Katastralplänen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sieht man in einzelnen Ortschaften Niederösterreichs im Marchfelde an vielen Häusern Vorbauten nach der Gasse, so in Haringsee, Markgraf-Neusiedel, Schönfeld u. a. Es waren offene Hallen im Erdgeschosse. Heute sind sie in Niederösterreich fast verschwunden. Länger hielten sie sich bei den Hannaken in Mähren, wo sie noch vor 50 Jahren sehr zahlreich waren.

*) J. R. Bünker: „Mitt. d. Anthrop. Ges.“, XXVII, S. 179.

T.-T. IV, Abb. 8, gibt ein Beispiel eines Hauses mit dem Žudr als Vorhalle. Daß dieser Anbau in Niederösterreich demselben Zwecke diene, zeigt ein Bericht aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts,*) wonach an den Häusern im Marchfelde vor dem Ausgange auf die Gasse eine kleine offene Halle stehe, unter welcher die Wölbung des Backofens herausgeht und welche Halle auch als Sitzplatz dient. T.-T. IV, Abb. 7, stellt ein Marchfeldhaus dar, wie es sehr oft in dieser Form vorkommt, wo also die Vorhalle zu Gemächern verwendet ist. Anderswo hat man statt derselben nur ein eingefriedetes Gärtchen angelegt.

Die Žudren bei den Hannaken waren oft zweigeschossig, wenn dies auch bei dem anstoßenden Hausteil nicht der Fall war und enthielten unten die offene Halle mit drei Öffnungen, oben ein niederes Gemach. Nur die Hannaken zwischen Kremsier und Holleschau hatten sie nicht. Dagegen finden wir ähnliche Vorbauten außer dem hannakischen Gebiete bei Boskowitz**) an eingeschossigen Häusern, doch aus Holz und nicht immer am Eingange. Der aus Blockwerk bestehende obere Teil ohne Fenster dient Nebenzwecken und sitzt auf dem Hause und zwei Holzsäulen.

Keiblinger***) beurkundet über Zwerndorf a. d. March in Niederösterreich zu 1590, daß dort ein protestantischer Geistlicher von einem „Söller“ aus seine Lehre predigte. Wir müssen annehmen, daß dies einer dieser Vorbauten war, daß diese in Niederösterreich schon damals bestanden und die Hannaken Gegenstand und Benennung später entlehnten. Houdek†) berichtet, daß der Name Žudr schon im 15. Jahrhundert in Mähren vorkommt und ist gleichfalls der Ansicht, daß er von Solder (oder Solarium, unser Söller) abstamme.

In den östlichen Grenzgegenden von Niederösterreich hat man über und seitwärts der Haustür bei Deutschen und mehr noch bei Slawen gemauerte oder aus Lehm hergestellte Vorsprünge, welche etwa 30 cm aus der Mauer ragen und dem Darunterstehenden Schutz gegen Schlagregen gewähren. Auch dies heißt man „Soler“. Zu Probstdorf im Marchfelde heißt man diese Vorsprünge dagegen „Arecherl“, d. i. Erkerlein.††)

Es soll über die hannakischen Žudren eine andere Beziehung nicht verschwiegen werden. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren infolge von Türkenfällen und Überschwemmungen viele Orte des Marchfeldes menschenleer und durch Kroaten aus dem heutigen nördlichen Bösrien neu besiedelt geworden. Die oben erwähnten Orte Zwerndorf, Haringsee und Schönfeld mit Vorbauten haben heute noch viele kroatisch sprechende Bewohner, obwohl auch stets deutsch gebliebene Dörfer Vorbauten hatten. Da nun in Kroatien und in Bosnien die Vorlaube eine landesübliche Einrichtung ist, so wäre es möglich, daß sie damals von den Kroaten eingeführt wurde. Dem steht allerdings das von Houdek erwähnte frühere Vorkommen des Wortes žudr und seine Abstammung aus dem Deutschen entgegen.

Eine gleichfalls weit verbreitete Art von Vorlauben ist in der Gegend von Turnau und Jaroměř bei Königgrätz zuhause und erstreckt sich auch über das Glatzer Gebiet nach Preußisch-Schlesien, Tafel Böhmen Nr. 5, Prischowitz bei Turnau, und Nr. 14, Nieder-Öls. Der Vorbau ist bei eingeschossigem Gebäude zweigeschossig, mit einem oberen Gemache, auf Säulen stehend, im Apudale auch auf verlängerten Deckenbalken mit Bögen gestützt

*) Vaterl. Bl. f. d. öst. Kaiserstaat, 1808.

**) „Zeitschr. d. Olmützer čech. Museums“, 1904.

***) Geschichte von Melk, II, 2. Abt., S. 336.

†) „Hannakisches Bauernhaus“ in „Globus“, Bd. 23.

††) Mitteilungen von Dr. Eug. Frischau f.

ruhend. Neben dem Gemache ist in der Regel noch eine Hochlaube. Eine große Ähnlichkeit mit den Žudren ist nicht abzuspüren. Im deutschen Adlergebirge in Ostböhmen und in der Gegend von Braunau (Böhmen), mitten im Verbreitungsgebiete dieser zweigeschossigen Vorlauben heißt man das Gemach im Obergeschosse Porstüble, von Empörstube. Nicht selten ist an einzelnen Orten in Nordböhmen von der unteren Elbe bis zur Aupa im Osten, gleichwie in Preußisch-Schlesien ein förmliches Frontispiz, bündig mit der Straßenflucht.*)

In ganz Galizien, überhaupt bei den Polen, findet man Vorlauben sehr häufig. Sie sind entweder an das Haus außen angebaut oder auch in dasselbe eingefügt, mit Holz- oder gemauerten Säulen, ganz gemauert, offen, halb oder ganz zugemacht, Tafel Galizien Nr. 1. In der Bukowina sind an ruthenischen manchmal, öfter noch an rumänischen Häusern, Vorlauben angebracht, Tafel Bukowina Nr. 2 und 3. Bei den Rumänen erstrecken sich dieselben über eine, auch zwei und drei Seiten des Hauses. Wir können sie trotzdem nicht gut als Niederlauben bezeichnen, welche doch die Verbindung der verschiedenen Hausteile miteinander herstellen. Bei den Huzulen dagegen finden wir wiederum nur ein geschlossenes Vorhäuschen, einen Windfang, der noch vor dem eigentlichen Vorhause steht. In Hochschlesien hat man bewegliche Vorhäuser, die nur im Winter aufgestellt werden.

Bei den Siebenbürger Sachsen sind im Hofe kleine Vorlauben, Tafel Siebenbürgen Nr. 1. Sie haben auch in einzelnen Orten an der Gassenseite förmliche Lauben, so in Deutsch-Budak und anderen Dörfern.***) In Botsch ist eine solche Laube, wie sie sonst in Holz gemacht sind, in Mauerwerk ausgeführt. Auch hat die Stube manchmal unter der Laube ausnahmsweise eine Tür gegen die Straße. Derlei Lauben sind auch in Dašice bei Pardubitz in Böhmen,***) wie es scheint, überhaupt sehr selten. Dagegen sind diese merkwürdigen Bauten im östlichen Preußen sehr häufig. Man schreibt sie dem Einflusse des Deutschen Ritterordens, bezw. der durch die dortigen Laubstädte gegebenen Anregung zu.

Die bei den Székeln oben schon erwähnten Niederlauben scheinen ihren Ursprung von einer Vorlaube an der Langseite herzuleiten, welche aber überall schon zur Hälfte zu einem Gemache verwendet ist, †) T.-T. III, Abb. 5. In neuerer Zeit sind daraus Lauben an einer ganzen oder mehreren Hausseiten geworden. ††)

Die kroatischen Vorlauben wurden S. 86 besprochen. Die Ecklaube, Tafel Krain Nr. 1, Abb. 2, ist ähnlich den einfachen Anlagen in Kroatien und bei den Székeln.

Hochlauben. In den Gebirgsländern sind Lauben nur aus Holz, stets in den oberen Geschossen und in Dachbodenhöhe angebracht, daher wir sie „Hochlauben“ nennen wollen. Es sind außen am Hause hergestellte Gänge mit Brüstung aus Brettern oder gedrehten Ballustern, mit lotrechten Säulen. Je nachdem sie sich an Wohn- oder Wirtschaftsgebäuden befinden, ist ihre Bestimmung und Ausführung zum Teil verschieden.

Beim Wohngebäude sind sie entweder an der Giebelseite allein, dann auch noch an einer oder den beiden Langseiten angebracht. Wir sehen sie an Holzgebäuden in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg, Steiermark, Kärnten, teilweise im angrenzenden Oberkrain, im Böhmerwalde

*) H. Lutsch im Texte zum Bauernhaus im Deutschen Reiche, S. 166.

**) J. R. Bünker: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXIX, S. 195, 214 und 215.

***) Hausmodell im Ethnographischen Museum in Prag.

†) J. R. Bünker: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXIX, S. 225.

††) J. R. Bünker: „Zeitschr. f. Volkskde.“, Berlin 1904, S. 105.

nur im Giebel unter dem Dache, im mittleren und östlichen Nordböhmen, in den deutschen Häudörfern westlich von Krennitz in Ungarn und im Bezirke Kossinj im kroatischen Karst. In der Regel sind sie außer der Flucht der Hauswand angebracht, nur in Nordböhmen und im oberen steierischen Ennstale liegen sie nach Art von Loggien innerhalb derselben, Tafeln Böhmen, Nr. 6 und 7, T.-T. V, Abb. 3. In diesem Falle dienen sie wesentlich zum Verkehre mit den dahinterliegenden Gemächern, nach Art unserer städtischen freien Gänge, wozu auch die außenliegenden Hochlauben neben anderen Zwecken geeignet sind.

Solche Hochlauben sind auf den Tafeln Oberösterreich Nr. 1 bis 4, Salzburg Nr. 1, 2, 4 und 5, Steiermark Nr. 4 bis 8, Kärnten Nr. 1 bis 6, 8 und 9, Tirol Nr. 1, 2, 4 bis 6, Böhmen Nr. 2, 5 bis 9, 12, 13 bis 15, Ungarn Nr. 4 dargestellt. In Vorarlberg, Tafel Nr. 1 und T.-T. VI, Abb. 2 und 3 kommen sie unter dem Namen „Schopf“ im Bregenzerwald an den beiden Langseiten des Hauses vor, sind dort aber teilweise verschalt und meist zu Wohnräumen verwendet. Am häufigsten sind sie in Nordtirol und nehmen gegen Süden allmählich ab. In Südtirol und im holzarmen Karst werden sie nur selten und weniger ausgedehnt angetroffen. Bei gemauerten Häusern sind sie entweder nur im Giebel unter dem Dache oder im zweiten, bezw. dritten Geschosse als Balkone ausgeführt.

Wenn sie auch, ob nun verziert oder einfach, das Haus beleben, so ist doch ihre Bestimmung eine vorwiegend praktische, nämlich zum Trocknen von Wäsche und Früchten, nachdem in den gebirgigen, niederschlagsreichen und daher feuchten Gegenden, wo sie vorkommen, selbst im Sommer oft die nötige Zeit zum Trocknen im Freien fehlt. Es sind zu dem Zwecke in diesen Gängen überall frei hängende Stangen angebracht, „Gewandstangen“ genannt. (S. Tafel Oberösterreich Nr. 3 und 4, Steiermark Nr. 8, Kärnten Nr. 3 u. a. m.)

Man spricht deshalb in Nordweststeiermark auch vom „Gewandgang“, und versteht darunter jenen im Giebel, welcher wegen seiner Süd- oder Ostlage am besten vor Schlagregen geschützt ist. „Gewandstangen“ sieht man übrigens vielfach auch unter dem Vordache eingeschossiger Häuser in Böhmen, den Karpathen und Ungarn.

Durch die große Ausdehnung der Hochlauben auf drei Seiten des Hauses und noch unter dem Giebel (wo man sie auch „Katzenlauben“ heißt), werden mehrere Zwecke verfolgt. Man schafft sich vorerst reichliche Trockenplätze, mag der Regen von irgend einer Seite kommen. Das Vordach allein gewährt nicht immer den erwünschten Schutz für das unterste Geschoß, dies geschieht erst durch die freien Gänge und wenn sie auch nicht wasserdicht, gleich dem Dache sind, so halten sie doch das Wasser von den Holzwänden ab und verhindern das Einregnen bei den Fenstern. Unter ihrem Schutze wird die Windseite im Winter ganz mit Brennholz bedeckt, so daß nur Löcher für die Fenster frei bleiben, wodurch zur Warmhaltung der Wohngemächer beigetragen wird.

Zur Verbindung einzelner Wohnräume, wie man versucht wäre, zu glauben, tragen diese Gänge wenig bei, nur manchmal ist am Ende derselben ein Abort angebracht, T.-T. VI, Abb. 18. Der Verkehr zu den oberen Gemächern findet durch das Vorhaus im Inneren statt und nur eine Türe, gewöhnlich in der Giebelwand, führt hinaus. Bei größeren Gasthäusern im Gebirge dagegen sind durch diese Gänge die außenliegenden Zimmer für Reisende zugänglich gemacht worden. (S. unter „Landgasthäuser“.) Bei eingeschossigen Häusern kann nur eine Hochlaube, und zwar am Giebel unter dem Dachvorsprunge, angebracht werden, wie im südöstlichen Niederösterreich, dem angrenzenden Teile von Steiermark, im Böhmerwald und in Kärnten. (S. Tafel Steiermark Nr. 8, Kärnten Nr. 6.) Diese Hochlaube ist ebenfalls durch eine Türe in der Giebel-

wand zugänglich und in dieser Gegend gewöhnlich der einzige geschmückte Teil des Hauses.

In großen Landstrichen, wo diese Einrichtung früher bestand, wie im nordwestlichen Niederösterreich und im oberösterreichischen Mühlviertel, ist kaum mehr etwas davon zu finden, da dort hölzerne Häuser fast nicht mehr vorkommen.

Die Verbindung der Giebelschalung mit der Hochlaube wird S. 108 behandelt.

Die Hochlauben sind aus Verkehrsrücksichten nie von der Erde aus durch Säulen unterstützt, sondern ruhen auf der vorkragenden Balkenlage, auch auf mehreren stufenförmig über die Hauswände vorstehenden Blockwandbalken, Tafel Salzburg Nr. 4, Steiermark Nr. 4 und 5. Zwischen den unteren und oberen Gängen und dem Dachgehölze stehen oft Säulen, welche zur gegenseitigen Versteifung und zur Befestigung der Brüstung dienen. Diese ist manchmal glatt wie in Tafel Oberösterreich Nr. 1 und 2 oder verziert, wie auf mehreren anderen Tafeln zu sehen ist; ähnlich ist es mit den Säulen.

Die Hochlauben an Wirtschaftsgebäuden, Tafeln Oberösterreich Nr. 2, Steiermark Nr. 6, Böhmen Nr. 4 und 11, Mähren Nr. 1 und 2 dienen dazu, das Hinaufreichen des Futters vom beladenen Wagen in das Obergeschoß, wo das Futter lagert, bequem vornehmen zu können und feucht oder naß eingebrachtes Futter vollständig zu trocknen. In Krain und den Nachbarländern haben die Hochlauben manchmal „Harfen“, aus vielen gleichlaufenden wagrechten Stangen (siehe dort).

Es möge bei dieser Gelegenheit noch auf eine eigentümliche Einrichtung aufmerksam gemacht werden. Zur Trockung des in manchen Gegenden bereiteten Hauskäses hat man unter dem Vordache außen einen Hängeladen angebracht, wie auf Tafel Böhmen Nr. 2, erste Abbildung zu sehen ist. Übrigens kommt dies einzeln auch in Nordtirol vor.

3. Einfriedung.

Die Zeiten, wo das Einzelgehöfte nicht nur wegen schlechter Menschen, sondern auch der Raubtiere halber gut umfriedet sein mußte, und auch geschlossene Dörfer nur für die Straße Öffnungen mit zeitweise bewachten „Falltoren“ hatten, sind noch nicht sehr lange vorüber, Wölfe in Kroatien nicht sehr selten, im anstoßenden Krain noch zu fürchten, von den Karpathen nicht zu reden. Heute liegen bei uns die einzelnen Gebäude entweder, wie beim Haufenhofe zumeist frei, oder das Gehöfte ist, soweit nicht Gebäudewände die Grenze bilden, mit irgend einer Einfriedung umfassen.

Die Einfriedung war und ist ein wichtiges Rechtszeichen, deren Überschreitung als Einbruch, deren Beschädigung als Besitzstörung ausgelegt werden kann, sei sie auch nur schwach. Noch im siebzehnten Jahrhunderte konnte der Hofbesitzer einen nachts innerhalb derselben befindlichen Fremden nach vergeblich erfolgtem Anrufe straflos erschlagen. Wo nach außen Gebäude den Hof umschließen, ist der Tropfenfall die geheiligte Eigentumsgrenze und gehört zur Baufläche. Die Höfe um die Einheitshäuser sind heute nur selten mehr umfriedet, waren es aber früher aus oben angeführten Gründen gewiß.

In den höher gelegenen Gegenden, wo der Besitz des Bauers zum großen Teile aus Weideland besteht, muß er denselben wohl auch vollständig einfrieden, wegen der Nachbarn, wegen Kulturland u. s. w. Dazu bedarf es oft Zäune von Kilometern Länge, welche verschiedene Ausführungsarten zeigen. *)

*) M. Eysn: „Z. f. öst. Volksk.“ IV. S. 274. J. Blau: VII. S. 1.

Sie werden in einfachster Weise aus Jung- oder gespaltenem Holz, auch Schwartlingen mit Vermeidung von Eisenteilen durch Verbindung mit Holznägeln oder Flechtwieden gemacht. Am Ein- und Austritt öffentlicher Wege sind Falltore angebracht, welche durch einfache und oft geistreiche Vorrichtungen das Selbstzufallen und Schließen bewirken. Für Fußwege sind „Stiegel“, stiegenartige Schemel zum leichten Übersteigen des Zaunes gemacht.

Zur Zeit der vollkommenen Brache, noch im achzehnten Jahrhunderte allgemein gebräuchlich, wurde das gesamte Vieh der Gemeinde den ganzen Tag auf dem Brachlande geweidet, daher dieses, sowie die dorthin führenden Viehtriften gegen die bebauten Felder abgezäunt werden mußten, was zu Georgi geschah. Bis zu dieser Zeit war das Weiden auch auf den bebauten Feldern gestattet. Selbst bei Einzelhöfen wurde das Brachfeld eingezäunt. Wegen Auflassung der Brache ist auch die Errichtung von Zäunen dafür, besonders in den Dörfern der Ebene unnötig geworden. Immerhin sind aber noch so viele geblieben, daß sie einen dunklen Punkt unserer Waldwirtschaft bilden.

Zur Einfriedung des Hauses und Gartens macht man besser gearbeitete Zäune, entweder aus Flechtwerk auf eingeschlagenen Stangen, Staketten, Bretterplanken oder Mauern. Die Tafeln Bukowina Nr. 2 und 3 geben mehrere Arten einfacher Hofeinfriedungen. Interessant ist dort die Versteifung gegen Umfallen durch Zickzackstellung der einzelnen Felder. Sehr sorgfältig ausgeführte und verzierte, geschnitzte und bemalte Hauseinfriedungen sind einzeln in Kroatien*) zu sehen (siehe unter „Zierformen“), häufig bei Székclern, seltener bei Bulgaren und Rumänen in Siebenbürgen. Bei den Székclern und Bulgaren stehen dort die riesigen Tore zu der meist niederen Einfriedung im Mißverhältnis und man muß sie als Protztore bezeichnen. Überdies sitzt oben der ganzen Länge nach noch ein Taubenhaus darauf. Man hat dort ein solches Tor aus dem Jahre 1633. Auch in Kroatien verwendet man viel Sorge darauf, Tafel Nr. 2. Im slawischen Nordostböhmen, z. B. in Dolanik bei Turnau**), ebenso in Ostgalizien und der Bukowina sind Hofeinfriedungen aus solidem Blockwerk mit Schindelabdeckung noch einzeln zu finden. Wohlhabende Huzulen haben dort auch zwischen den getrennten Gebäuden des Hofes Blockwände zugleich als Einfriedung und mit Schutzdach nach innen, so daß man vor Regen geschützt von einem Gebäude zum anderen gelangen kann.

Die in der Hauseinfriedung nötigen Tore und Türen sind in der Regel jener in der Art angemessen. Gewöhnlich ist neben dem Tore ein Gektürchen angebracht. Bei Holzeinfriedung hat man entweder sehr starke hölzerne Türsäulen allein, oder über beide noch einen Sturz oder es bestehen gemauerte Pfeiler mit Holzsturz oder einem Mauerbogen darüber. Die Torflügel sind aus Gerippen mit glatter Verschalung, der obere Teil ist auch aus Lattengitter. Wegen des großen Gewichtes macht man doch seltener die Flügel verdoppelt mit Jalousieschalung oder verstemmt. Beispiele geben die Tafeln Böhmen Nr. 4, 8 bis 11 und Ungarn Nr. 1 und 2.

Die Bewegungs- und Schließvorrichtungen, bezw. die Beschläge der Haustore sind meist einfach. Der Angelbaum des Torflügels läuft unten im Sohlbalken oder in einem Steine, oben entweder im Sturzbaume oder in einer eisernen Halse. Ein Flügel trägt einen langen Querbaum, der sich beim Schließen über den andern Flügel legt und dort mit Arbe und Vorhängeschloß festgemacht wird. Bei besseren Haustoren verwendet man lange Eisen-

*) Kroat. Bauformen, vom kroat. Ing.- u. Arch.-V., Agram 1904.

**) Prousek: Alte Holzbauten aus Nordböhmen (čechisch). Prag 1895.

bänder in Stützkegeln für Stein oder Holz, Schubriegel und aufgesetzte Schlösser.

Beim fränkischen Hause, T.-T. I, Abb. 1 bis 4, wo die Haustüre im Hofe ist, hat man neben dem Haustore zumeist ein Gehdürchen in der Hofwand angebracht, welches gewöhnlich in etwas besserer Art als das Tor ausgeführt ist. Zuweilen ist das Türchen als Pforte im Tore eingeschaltet, Tafel Ungarn Nr. 1 und 2.

Wenn die Einfriedung aus Holz besteht, erhält die Türe sehr oft ein Dach zum Unterstellen für den vor derselben zum Warten Gezwungenen. Auch kann dort Bauer oder Bäuerin bei Regen stehen und die Dorfasse überblicken.

Im Schönhengstgau in Mähren und auch sonst bei Waldhufen sehr häufig ist an das Tor innen ein Schopfen angeschlossen, eine Art Torhaus, wodurch sowohl Wagen, als Personen beim Eintritt sofort unter Dach kommen. T.-T. I, Abb. 4.

4. Fußboden und Decke.

Der Fußboden ist in Waldgegenden immer aus Holz, wo Lehm häufig, aus diesem. Nur hat jetzt das Holz den Lehm vielfach verdrängt. Lehmfußböden bestehen in der Mehrheit in Ungarn und Galizien. Daß dies nicht überall war, soweit nicht bloße Erde an die Stelle trat, zeigt der allgemeine Ausdruck „auf der Erd“ für Fußboden. Bei Anwendung von Holz ist um die Herde in der Stube stets Pflaster, oft auch schon beim Eintritt in die Stube, aus Katzenköpfen, Steinplatten, jetzt schon sehr oft aus Ziegeln. In den Vorhäusern ist meistens Pflaster, weil dort viel mit Wasser gearbeitet wird. Im südlichen Niederösterreich verwendet man zuweilen Gips-estrich, wo Gips vorkommt.

Gewölbte Decken sind in Bauernhäusern bis ins 18. Jahrhundert für Wohngemächer, selbst für Küchen selten gewesen und wurden zuerst für Keller, seit kurzem auch für Küchen verwendet. Man wölbte manchemal bei gemauerten Häusern eine kleine Küche oder einen Teil einer größeren und setzte den Schlot darauf. Wo man in alten Häusern gewölbte Stuben findet, ist es in besser ausgestatteten Besitzungen, wo einst keine Bauern saßen, wenn auch Landwirtschaft betrieben wurde, als in Amtshäusern, Säumerherbergen, Ansitzen u. dgl.

Dem Bauernhause eigen ist die von unten sichtbare Holzdecke in verschiedenen Arten der Ausführung. Nachdem in Rauchstuben die Decke und die Seitenwände von Türsturzöhe aufwärts sich mit einer Glanzrußschichte überziehen, entfällt dort jede über das Einfachste hinausgehende Ausstattung.

Die bescheidenste Decke besteht aus mittelstarken, dicht aneinander gelegten Rundhölzern, so bei den Choden, südwestlich von Pilsen, um Jaroměř, nördlich von Königgrätz, bei Ärmern auch im deutschen Gebiete östlich der untern Elbe. Dieselbe fand Bünker*) auch bei den Winter-Holz-knechtthütten im Kärntner Hochgebirge unter dem Namen Bambloden (Boden aus Bäumchen).

Zunächst folgt die am weitesten verbreitete Sturzdecke, bestehend aus den normal entfernten Trämen mit Sturzboden-Bretterbelag. Oben im Dachboden ist darüber zum mindesten ein Lehmeestrich angebracht, jetzt schon meist ein Ziegelpflaster.

*) „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXXII, S. 243.

Im deutschen Nordböhmen sind nach reichsdeutschem Muster allenthalben die sogenannten Weller- oder Windeldecken üblich, zwischen den Trämen oder über selbe gelegte mit Strohlehm umwundene Stangen. Unten und oben werden sie mit Lehm glatt verstrichen, unten dann geweißt, oben beschüttet und über die Balken wird ein Fußboden angebracht.

Bei kleineren Spannweiten und nicht zu starker Belastung genügen die Träme allein, in den anderen Fällen, und dies sehr oft, war ein Unterzug nötig (Tafel Niederösterreich Nr. 3, Kärnten Nr. 1). Seltener ist zur Unterstützung des Unterzuges mitten in der Stube noch eine Holzsäule verwendet, wie in Schlesien, bei den Slowaken in Mähren.

Eine andere, besser ausgestattete Bauweise sind die Reamlings(Riemen)böden. Hier liegen die Deckenbalken in kleinen Zwischenräumen, so weit, daß diese mit einem in derselben Richtung wie die Balken liegenden Brette ausgefüllt werden können. Die Auflagerung geschieht in Falz oder mit Feder. Tafeln Niederösterreich Nr. 3 und Kärnten Nr. 2 bringen Beispiele. Oft sind die Balken nur gefast, in besseren Häusern oft reich gekehlt und sogar geschnitzt. Der Reamlingsboden ist im bayerischen Gebiete in Altbayern, Ober- und Niederösterreich, dem Böhmerwald und den Alpenländern unter etwas besseren Verhältnissen zuhause. In der Umgebung von Vorau in Obersteiermark soll dieser Name für von unten verschaltete Decken üblich sein*). In Salzburg ist eine Abart üblich**), indem zwischen je zwei 14 cm starken Dielen eine schwächere eingefalzt oder eingenetet ist. Je nach Umständen oder Bedarf liegt oberhalb noch ein schwächerer Fußboden.

An anderen Orten nimmt man so starke Bohlen, daß nur ein einziger Tram in der Mitte nötig ist, wie um Iglau und ebenfalls in Salzburg.**) Die Bohlen sind dann mit Feder und Nut verbunden und wenn oberhalb noch ein Wohngeschoß folgt, legt man auch hier quer darüber als Fußboden noch eine schwächere Bretterlage. In Salzburg reicht manchmal der Dielenboden in der ganzen Auflagerfläche mit der Stirnseite bis an die äußere Seite der Blockwerkwand, so daß in dieser ein Schlitz bleiben muß, der durch die Dielen ausgefüllt wird. Die Enddiele ist dann keilförmig und vorstehend, so daß man durch Nachtreiben den Fußboden bis zum gänzlichen Austrocknen stets nachspannen kann. Ein ähnliches Verfahren hat man auch im badischen Schwarzwalde, der Nordschweiz und im Kanton Bern, wo aber die Mitteldiele keilförmig ist und zum Nachtreiben dient. Die Dielen müssen dann alle durch die einzige kleine Öffnung eingebracht und von der Mitte aus nach beiden Seiten auseinander geschoben werden, zuletzt die Keildiele. Die Stärke der Dielen bezw. Bohlen ohne Träme geht manchmal bis zu 15 cm.

In Salzburg und Vorarlberg liegen die Dielen an den Wänden auf Fälzen der Wandbäume auf, die dann stets stärker als die anderen sind. In Vorarlberg stehen dieselben außen über dem unteren Teil der Wand vor und die oberhalb befindliche Wand bleibt dann weiter in der Ebene des Baumes (Tafel Vorarlberg Nr. 1).

Über jene mit Deckeln zu schließenden Löcher in der Stubendecke zur Erwärmung eines oberhalb liegenden Schlafraumes wird gelegentlich der Heizöfen gesprochen werden.

Abgesehen von den Rauchstuben wurde die Decke durch Spanlicht, Talg- und Fettleuchte etwas gebräunt, was einen guten Eindruck hervorbrachte. Auch wurde dieselbe gern braun gebeizt, Durchzug und Träme bemalt. Bei den Magyaren wird das Holzwerk zeitweilig wie ein Holzboden mit Wasser und Sand abgerieben.

*) J. R. B ü n k e r: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXVII, S. 179.

**) Eigl: Salzburger Geb. H., S. 17.

Die Träme sind je nach der Spannweite, dem Belieben des Erbauers und auch dem verfügbaren Holze verschieden stark. Es gibt solche bis zu 30 cm und darüber. Die Unterzüge besonders großer Stuben sind manchmal bis zu einem halben Meter hoch. Selbstverständlich verwendet man gegenwärtig keine so starken Hölzer mehr.

5. Wohnungstüren, Fenster und Treppen.

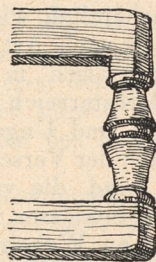
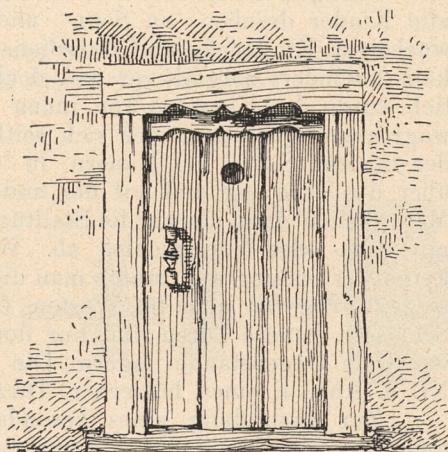
Türen. Die Wohnungs-Eingangstüre geht entweder von der Straße oder vom Hofe aus, ersteres bei der bayerischen, letzteres meist bei der fränkischen Hausform mit Ausnahme einiger neuer Arten. Je nachdem ist dieselbe mehr oder weniger gut ausgestattet. Die Lichtgröße bewegt sich in der Breite von 1 bis 1·60 m, in der Höhe von 1·70 m aufwärts. Ein Mehr verbieten die geringen Geschosshöhen. Bei Holzknechtthütten u. dgl. im Walde geht man aus demselben Grunde bis 1·20 m herab. Die Türen im Innern des Hauses messen in der Breite meist über 1, in der Höhe über 1·50 m.

Die Wohnungs-Eingangstüre ist fast stets einflügelig. Die Flügel wurden früher aus einfachen Dielen mit Querleisten, seit etwa hundert Jahren in besseren Gegenden verdoppelt, d. i. mit einer inneren Bretterlage und außen aufgenagelten gleich breiten, gefalsten und gekehlten zu verschiedenen Figuren zusammengesetzten Brettchen hergestellt, wovon die Tafeln zahlreiche Beispiele enthalten.

Die im Hofe befindliche Wohnungs-Eingangstüre im fränkischen Hause ist sehr oft in einen oberen und unteren Flügel mit selbständiger Bewegung geteilt, wobei in der warmen Jahreszeit der obere Flügel wegen Lüftung der Küche bei Tage stets offen, der untere wegen Abhaltung des Kleinviehes geschlossen ist. Wo der Flügel aus einem Stücke ist, hat man zum selben Zwecke ein halbhohe Lattentürchen (s. Tafeln Steiermark Nr. 6 und 7). Wegen zeitweiligen großen Windanfalles oder Schneewehen müssen die Haustürflügel nach innen schlagen. Dadurch ist auch mittels des inneren Querriegels ein guter Verschluss möglich.

Die Umfassung der Wohnungs-Eingangstüre ist bei Holzwänden ein glatter oder geschnittener Stock, bzw. es sind lotrechte Wechsel, in welche die Blockbäume eingezapft sind (T. Oberösterreich Nr. 6, Salzburg Nr. 2 und 3, Tirol Nr. 2 und 4, Böhmen Nr. 7, T.-Abb. 16). Bei Mauerwerk hat man gewöhnlich nur einen eichenen Türstock, in besseren Fällen in den Alpenländern auch Steingewände, manchmal im Spitzbogen geschlossen (Tafel Tirol Nr. 5, zweite Abbildung). Wo das Vorhaus keine Fenster hat, ist über

Abb. 16.



Hölzerner Türzuzieher.

der Tür ein Oberlicht, welches gewöhnlich mit einem Rokoko- oder Empiregitter verschlossen ist.

Die Türflügel im Innern des Wohnhauses sind auch noch heute abseits vom Verkehre, häufiger noch als die Haustüren, nur aus einfacher Bretterverschalung, mit aufgenagelten oder Einschubleisten. In besseren alten Bauern- oder Landgasthäusern sieht man wohl Türflügel aus dem 18. Jahrhunderte mit breiten Friesen und aufgenagelten Simsleisten.

Das Beschläge der Türen war einst, wie das der Tore vollständig aus Holz und ist es noch in den Karpathen und manchmal auch in den Alpenländern, nur daß hier die Haustüre eisernes Beschläge hat. Bei den Huzulen gibt es noch hölzerne Bänder*). Verschlüßvorrichtungen gab es überhaupt nur an den nach außen führenden Türen, während man im Innern nur Holzfallen hatte.

Die Bauernhäuser werden sehr oft von ihren Bewohnern ganz verlassen. Bei wichtigen Feldarbeiten sind sämtliche arbeitsfähigen Personen und auch alle Kinder draußen, an Sonn- und Feiertagen alle, mit Ausnahme halbwüchsiger Kinder, beim Gottesdienste. Der Verschlüß der Türe war früher kein besonders sorgfältiger und doch geschahen selten Einbrüche. Ursprünglich wurde die Haustüre von innen abgeschlossen, indem man einen starken wagrechten Querbaum, der sich seitlich verschieben ließ, bei Holzwänden an der inneren Seite, bei Mauern in einen Schlitz innerhalb derselben, quer über die Türe zog und auf der andern Seite in ein kleines Loch einlegte. Man verließ dann durch die Stalltüre das Haus und sperrte diese von außen mit Holz- oder Vorlegeschloß ab. Wo zwischen Stall und Wohnung innen keine Verbindung war, mußte man die Wohnungstüre auch von außen schließen. Gegenwärtig hat man im Westen für die äußere Türe aufgesetzte eiserne Schlösser. Innere Türen sind nur dort zum Absperrern, wo Vorräte oder sonst wertvolle Gegenstände lagern. Die hölzernen Fallen zeigt Tafel Salzburg Nr. 3, Abb. 4, einen hölzernen Türzuzieher T.-Abb. 16.

Zur Ausbildung eines besonderen bäuerlichen Türbeschlages kam es nicht, wie überhaupt die Arbeiten in Eisen nicht volkstümlich sein können, da sich der Bauer das Eisen möglichst fern hielt. Die Drehvorrichtung war früher wahrscheinlich wie bei den Haustoren mit unteren und oberen Zapfen, vielleicht auch nach Art der Eisenbänder in Holz. Die ältesten Bänder und Schlösser aus Eisen in Bauernhäusern gehören dem 18. Jahrhundert an (Tafeln Niederösterreich Nr. 5, Oberösterreich Nr. 5, 6 und 7, Kärnten Nr. 1, Böhmen Nr. 7 und Ungarn Nr. 2).

Bezüglich der Verschlüßvorrichtung gibt es hölzerne und eiserne Schlösser. Merkwürdig sind die vollständig oder in den wichtigsten Teilen in Holz angefertigten Schlösser, die einst allgemein, heute bei den Rumänen in Siebenbürgen an Wohngebäuden, sonst noch sehr oft in den Karpathen, hie und da in den Alpen und auch in Deutschland zu treffen sind. Sie können nur mit einem bestimmten Schlüssel geöffnet werden und gewähren immerhin einige Sicherheit. Der Verschlüß beruht wie beim altrömischen und auch unserem jetzigen Türschlosse auf den Zuhaltungen und die Tatsache, daß die asiatischen Armenier dasselbe Schloß haben, wie unsere Bauern, läßt wohl gemeinsame Abstammung annehmen.

T.-Abb. 17 und 18 geben die zwei Hauptformen mit Dreh- oder Hebschlüssel. Der Riegel *R* hat zwei (oder mehrere) Einkerbungen, in welche die Zuhaltungen *Z* einfallen können, wenn der Riegel geschlossen und der Schlüssel *S* abgezogen ist. Dieser Schlüssel muß in der Entfernung und Höhe der Nasen genau passen, soll er beim Drehen die Zuhaltungen heben. Der

*) Kaindl: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXVI, 151, Abb. 217.

Riegel *R* wird dann mit der Hand von der Türe weggeschoben. In T.-Abb. 17 ist die innere Seite der Wand zu sehen. Der Türflügel rechts davon ist ausgelassen, bezw. die Türe ist nach innen offen.

Wird die Türe von außen nach dem Verlassen der Wohnung zugemacht, so ist der Riegel nach links herausgezogen, wie in der Abb. 17 rechts. Von außen fährt man mit dem Schlüssel durch das Loch in der Wand, schiebt ihn, die Zähne seitwärts, in das Schlüsselloch, dreht die Zähne nach oben und hält die hochstehenden Zuhaltungen, bis der Riegel mit der Hand nach rechts vor die Türe geschoben ist. Dann dreht man den Schlüssel bis die Zähne nach abwärts stehen, die Zuhaltungen werden, wenn der Riegel genau steht, einfallen, die Türe ist abgesperrt und man kann den Schlüssel abziehen. Ähnlich ist das Aufsperrn.

Etwas bequemer ist das Schloß mit Hebeschlüssel in T.-Abb. 18. Der ähnlich geformte Schlüssel *S* wird in den ausgehöhlten Riegel *R* eingeführt, worauf man damit die Zuhaltungen heben und den geschlossenen Riegel zurückziehen kann.

Es ändert am Grundgedanken dieses Schloßes nichts, wenn einzelne Teile, besonders der Schlüssel aus Eisen angefertigt werden.

Abb. 17.

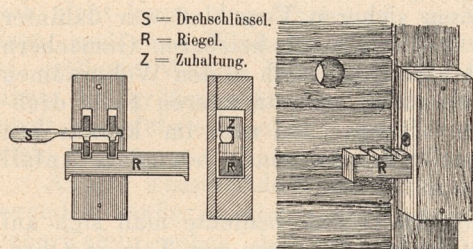
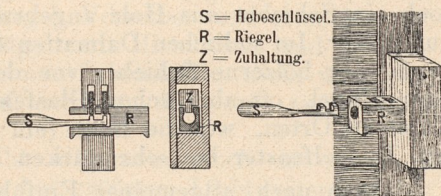


Abb. 18.



Hölzerne Türschlösser.

Ein einfacheres Schloß, welches eigentlich nur moralischen Schutz gewährt, sieht man auf Tafel Salzburg Nr. 3. Der (Glangel-)Schlüssel, schererartig aus zwei Schenkeln bestehend, wird mit dem längeren derselben von außen durch ein Loch in der Türe eingeführt, wobei der kürzere Schenkel innen abwärts in eine Nute des Riegels fällt. Durch Drehen des längeren Schenkels wird der Riegel auf- oder zugeschoben.

Die selten und nur in besseren Häusern vorkommenden alten eisernen Schlösser waren eintourig, sogenannte deutsche Schlösser. Auf den Tafeln Oberösterreich Nr. 5 und 7 ist je eines abgebildet, das erstere mit, das letztere ohne Drücker. Im Wesen sind solche Schlösser schlechter, als die vorhin beschriebenen Holzschlösser, da man im versperrten Zustande den Riegel auch ohne Schlüssel aufmachen kann, sobald man darankommt. Beim ersten Schlosse sieht man oben rechts den Drücker, welcher die hebende Falle bewegt, die durch eine Feder niedergehalten wird. Unterhalb ist der Schloßriegel, durch eine Feder rechts gegen links gedrückt. In der Mitte unten sitzt der Kasten für den Schlüssel, welcher den Riegel mittels eines an diesen befestigten Zahnes gegen die Feder nach rechts schiebt. Das Zurückgehen wird durch eine Nase am Riegel verhindert. Beim Absperren wird durch das Zurückdrehen des Schlüssels der Riegel aus der Nase gehoben und die Feder drückt ihn wieder zu. Von innen kann man den Riegel mit der Hand zurückschieben.

Das Schloß auf Tafel Nr. 7 hat nur den Riegel, der von außen durch den Schlüssel, von innen mit der Hand zurückgezogen wird, wozu er einen Dorn trägt. Außerdem ist zum Absperrn von innen ein Schubriegel angebracht. Zu beiden Schössern gehört ein im Türstocke befestigter Schließhaken.

Fenster. Das Bedürfnis des Bauers nach Tageslicht in seiner Wohnung war ehemals offenbar sehr geringe. Küche und Vorhaus waren oft ohne Fenster, vollständig schwarz angeraucht und nur durch den Schlot kam ein Lichtschimmer. In der Rauchstube war es etwas besser, da die kaum 0.1 m^2 großen Fenster am Tage dürftiges Licht gaben, soweit es nicht durch das außen herum geschlichtete Brennholz und die darüber befindlichen Hochlauben verdüstert wurde. Die weiblichen Handarbeiten, als Nähen, Stricken und Spinnen geschahen beim Feuer des offenen Herdes, dem Spanlichte oder unmittelbar am Stubenfenster. Man scheute größere Öffnungen wegen des nötigen Ausschnittes in den Wandbäumen, wegen Abkühlung im Winter und auch weil man in Ermanglung des Glases mit großen Fensterlucken nichts anzufangen wußte. Glasscheiben sind bei Bauern noch im 17. Jahrhunderte in Niederösterreich, wie verschiedene Quellen berichten, ziemlich selten gewesen und man behalf sich mit über Rahmen gespannten Blasenhäutchen, geöltem Papier, wie noch heute in Bosnien und der Herzegowina. In Nordoststeiermark waren nach Rosegger Marienglasplättchen und auch feine Gitter aus Weidenstäbchen in Verwendung. Zum sicheren Verschuß war dahinter noch ein Schieber aus Holz angebracht und bei nicht heizbaren Gemächern nur dieser. Im südlichen Dalmatien sind auch jetzt noch in den Wohnräumen häufig nur hölzerne Schieber vor den Fenstern, im günstigeren Falle drehbare Flügel, oft aber schon Glasfenster. Dagegen hat man im kroatischen Karst an Orten, wo die Bora (ein scharfer Nordostwind) besonders Anfall hat, Doppelfenster bei sehr starken Mauern.

Auch nach allgemeiner Einführung des Glases bediente man sich auf dem Lande noch lange kleiner Schiebefenster. So waren um Tölz in Oberbayern noch vor 100 Jahren Fenster mit Holzschiebern ohne Glas in Wohngebäuden, in Nebengebäuden mit Stäbchengittern üblich*). Bei den Rumänen in Siebenbürgen und den Bojken in den galizischen Mittelkarpathen hat man sogar feste Holzladen, welche dann wohl im Sommer entfernt werden. Die Fenster der Lab'n (Vorhaus) und von Kammern in Obersteiermark, Oberkärnten und Salzburg (s. Tafel 3) sind ebenfalls auch jetzt noch öfter ohne Glasscheiben und nur mit Holzschieber zu schließen.

Die Fenster sind seither in den meisten Gegenden schon beim Bauen größer gemacht worden, in alten Häusern wurden sie vergrößert und im Westen ist man stellenweise den städtischen Fenstern nahe gekommen. Doch macht man sie bis jetzt meist nur einfach und nach innen aufgehend. Im Winter werden außen Fenster ohne Beschläge mit Vorreibern oder einfach mit hakenförmig gebogenen Nägeln, ja auch nur von innen durch Anbinden an das Gitter mit Bindfaden festgemacht. „Lieber d'erstickt als d'erfror'n“, sagt ein Bauernsprichwort.

In der nordöstlichen Steiermark, im oberen Mürtzale, dem südlichen, gebirgigen Teile von Niederösterreich und in Oberkärnten sind bei Blockwerkhäusern in der Stube zwei Reihen Fenster übereinander im selben Geschoße, gegeneinander versetzt, angebracht. Die unteren sind etwas größer, die oberen sollen auch zum Rauchabzug dienen, wie später bei den Heizungen unter „Rauchabzug“ besprochen wird.

*) Dr. Max Höfler: „Zeitschr. der Deutsch. u. Öst. Alp.-V.“, 1884, S. 485.

Die Lichtgröße der Fenster in Wohnstuben geht in Gebirgsländern bis gegen 20 *cm* herab; man findet in Oberkärnten 21 auf 23 *cm*,^{*)} doch meistens auch bei alten Häusern zwischen 30 und 40 *cm*, wobei aber immer schon eine Erweiterung stattgefunden haben kann. In Gegenden jedoch, wo bedeutende und feine Heimarbeiten gemacht werden, wie in Vorarlberg und Nordböhmen, hat man schon längere Zeit viele und ziemlich große Fenster. Für die ans Zimmer gebundenen Arbeiter ist eben der Ausblick vom Fenster während der unaufhörlichen Tätigkeit die einzige Erholung und Abwechslung.

Die Herstellung der Öffnungen für Fenster in Blockwerkwänden ist bereits bei diesen letzteren berührt worden.

Die Bauweise der Fenster zeigen die Tafeln Oberösterreich Nr. 5—7, Salzburg Nr. 1—3, letztere mit Anwendung von Steingewänden, dann Tafel Tirol Nr. 4.

Die Verglasung mit Butzenscheiben wird später besprochen werden.

Die Schiebefenster brauchten keinerlei Beschläge; ein Nagel zum Anziehen und ein hölzerner Vorstecker genügten. Auch etwas größere Fenster machte man noch zum Verschieben in Schlitze der gemauerten Wand, hinter die Vertäfelung oder auch offen. Dies war allerdings mehr in besseren Gebäuden ausgeführt.^{**)} Im Tiroler Lechtal hat man Schiebefenster, von denen aber nur ein halbes Drittel der Höhe beweglich ist.^{***)}

Die Beschläge der drehbaren Fensterflügel, welche in Gebirgsländern noch nicht lange eingeführt sind, waren wohl vom Anfange an zumeist aus Eisen, und zwar Winkelbänder mit Stützkegel, Vorreiber und Anziehknopf. Bei größeren Weiten hatte man Doppelflügel mit Mittelstück und Doppelreiber. Bei größeren Abmessungen konnte man Scheinhaken nicht umgehen. Besser ausgeführte Beschläge sieht man auf mehreren der vorne angeführten Tafeln.

Äußere Fensterladen sind wohl nicht allgemein, doch in manchen Gegenden häufig im Gebrauche, besonders bei größeren Lichtweiten. Zahlreiche Tafeln geben davon Beispiele. Gewöhnlich sind sie aus Holz, aus Brettern mit Aufsatz- oder Einschubleisten. In neuerer Zeit macht man sie auch aus Eisen (Tafel Ungarn Nr. 1). In der Regel sind die Laden zum wagrechten Aufdrehen eingerichtet. Ihre Feststellung erfolgt im geschlossenen Zustande durch Anhängen, im geöffneten durch außen in der Wand befestigte Vorreiber, oder außen quer darüber in Haken gelegte Stangen. Im Vorarlberger Rheintal sind die Fensterladen — gleichwie bei den Stammesgenossen in der Nordschweiz und im Schwarzwalde — zum Herablassen in Schlitze unterhalb des Fensters eingerichtet.

Bei Häusern, wo das Strohdach tief herabgeht, etwa bis an den oberen Fensterrand, hat man in Südmähren zur Verhinderung des Einbrennens oberhalb des Fenstersturzes eiserne, um eine wagrechte Achse drehbare Klappladen, welche mit einer Hanfschnur an das Strohdach angebunden sind, so daß bei einem Brande der Laden selbsttätig herabfällt und das Fenster schließt. Man sieht diese Einrichtung auch in Herzogenburg, St. Johann in Engstätten an der Westbahn u. a. O., wo die Schindeldächer heute weit über den Fenstern stehen, daher diese Einrichtung gewohnheitsmäßig fortgesetzt zu sein scheint.

Von einer gewissen Öffnungsgröße des Fensters angefangen, die das Einsteigen ermöglichen würde, hatte man früher sehr häufig Eisengitter in Verwendung, gegenwärtig aber auch bei Einzelhöfen nicht mehr häufig. Sie sitzen fast immer in der Leibung und gestatten kein Hinauslehnen. Die ein-

*) J. R. B ü n k e r: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXXII, 45.

***) Museum in Graz.

****) „Zeitschr. d. deutsch. u. öst. Alp.-V.“ 1884, S. 301.

fachste Form bei kleiner Öffnung sieht man auf der Tafel Böhmen Nr. 5, in Prischowitz, einst sehr verbreitet. Auch auf anderen Tafeln sind einfachere Gitter verzeichnet, vollkommener auf den Tafeln Steiermark Nr. 2 und 3 und Kärnten Nr. 8.

Im XVIII. und XIX. Jahrhundert kamen die ausgebauchten Gitter in Aufnahme, welche vollständigen Ausblick ermöglichen, nach Tafeln Oberösterreich Nr. 3 und Tirol Nr. 3 und 5, bei Bauernhäusern wohl selten.

Treppen. Dieselben spielen in Bauernhäusern eine mindere Rolle. Beim eingeschossigen Hause geschieht der Aufstieg nach dem Boden auf einer Leiter oder einer sehr steilen Treppe. Bei zweigeschossigen Häusern sind im Obergeschoße in der Regel nur unwichtige Räume, daher die Treppe aus Holz sehr einfach ist. In manchen Fällen sind bei zweigeschossigen Häusern, wo die Wohnung oben ist, wie zwischen Agram, Sissek und Jasenovac in Kroatien, äußere Freitreppen unter Vordach angebracht, welche dann etwas bequemer sind und gewöhnlich auch an Hochlauben anschließen. Bei besseren zweigeschossigen Häusern in Mauerwerk macht man die Steintreppen für ein hochgelegenes Erdgeschoß im Freien unter Vordach (Tafel Tirol Nr. 5, 4. Abb.). Gerne bringt man auf der Plattform Sitzplätze an. Eine solche Treppe in Holz zeigt Tafel Tirol Nr. 6. Die Treppen für das Obergeschoß beim bayerischen Haus liegen fast stets im Vorhaus und sind einläufig. In selteneren Fällen liegt auch die Steintreppe nach dem Obergeschoß im Freien, im Westen bei größeren halbäurischen Häusern üblich und auch in Dalmatien manchmal zu sehen.

6. Heizung und Beleuchtung.

Der enge Zusammenhang der Heizungsart mit dem Hausgrundrisse wurde schon auf Seite 45 besprochen und die Entstehung einer besonderen Küche mit dem Herde und der Stube mit dem Ofen klargelegt. Wir wissen, daß dieser Vorgang noch andauert. In den Kaminländern Österreichs im Süden, in Istrien, Dalmatien, der Herzegowina und teilweise in Bosnien ist der Ofen noch immer ein sehr seltener Gast und der Unterschied gegen die Heizungsanlagen in den Rauchstuben der Alpen und Karpathen grundsätzlich kein großer.

Es handelt sich nach dem bisher schon Vorgebrachten nun um die Beschreibung der verschiedenen Heizungsanordnungen, des Rauchabzuges und der Beleuchtungseinrichtungen.

a) Herd.

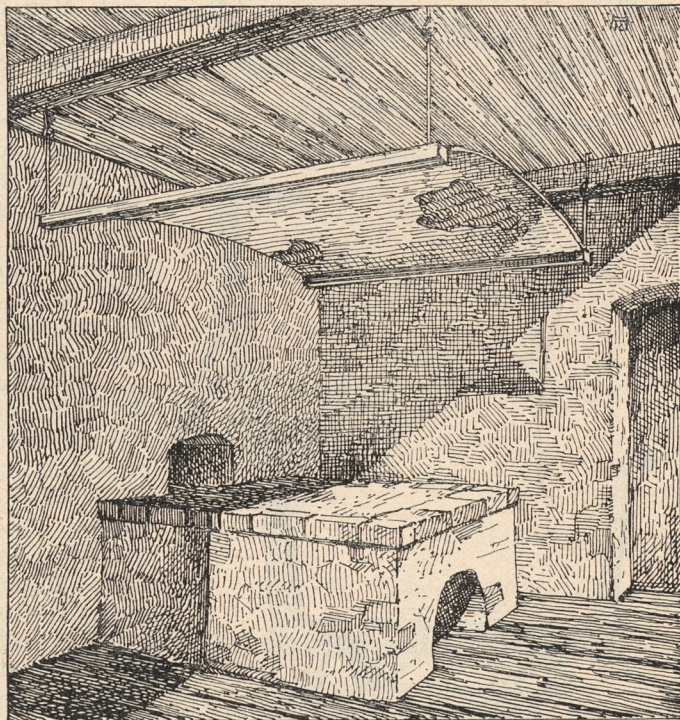
Der Herd war einst, wie aus vorgeschichtlichen Ausgrabungen hervorgeht, nur ein mit Steinen umlegter Platz auf dem Estrich in der Mitte des Wohnraumes. Noch heute ist er so in den Fischerhütten in Grado und im Karste, bis zu 30 cm hoch bei den Rumänen in Siebenbürgen, in Kroatien und in den Okkupationsländern. Die kochende Person sitzt dann am Herde auf niederem Stuhle oder kniet. Aus Bequemlichkeitsrücksichten erhöhte man den Herd, nicht zu viel, besonders wo der Kessel das Hauptkochgefäß war.

Nur selten mehr steht, wie in alten Zeiten, der Herd in der Mitte der Stube. Aus Rücksichten auf bessere Raumausnützung rückte man ihn einst an die Wand, wahrscheinlich zur Zeit, als der Vorraum geschlossen wurde, um den Rauch aus dem Wohnraume aufzunehmen (s. S. 45), durch ein Loch in der Wand zwischen beiden strömt er bei Rauchstuben noch heute ab. Dann konnte der Wohnraum eine Decke erhalten. Um dieselbe vor den aufliegenden Funken und besonders dem so sehr gefürchteten Ausfahren brennenden

Schmalzes zu schützen, brachte man oberhalb des Herdes einen an die Decke gehängten Deckel in Form eines Gewölbes an, in den Alpen, wo er sich noch am häufigsten findet, Feuerhut, -Kogl oder -Kobl genannt (T.-Abb. 19). Er besteht aus einem Holzrahmen, der mit Ruten ausgeflochten und dann mit Strohlehm belegt ist. In kurzer Zeit ist er mit Glanzruß überzogen, steinhart und unverbrennbar. Der Rauch läßt daran die mitgerissenen festen Teile, also auch Glutstücke fallen.

Im Gottscheerlande in Krain ist eine ähnliche Einrichtung im Gebrauche, Tafel Krain Nr. 1. Im Hintergrunde des „Hauses“ in Büchel Nr. 1 ist über dem Herde ein Teil der Decke gewölbformig aus Flechtwerk hergestellt und mit Lehm beschlagen. Ähnlich bei den Siebenbürger Sachsen, Tafel Nr. 1, im Längenschnitte des Hauses Nr. 123 in Schönbirk. Auch in Kroatien hat

Abb. 19.



Feuerhut.

Rauchmäntel werden noch besonders besprochen.

Die Wand, an welche der Herd anstieß, mußte feuersicher hergestellt, also stark genug mit Lehm oder Stein verkleidet oder ganz daraus hergestellt werden.

Gewöhnlich ist der offene Herd bei uns nur ein Mauerklotz oder ein mit Stein- oder Ziegelpflaster bedecktes Holzgerüste. In der Mitte ist die Aschengrube, worin nach Aufhören des Feuers die Glut zusammengehäuft und gut mit Asche bedeckt wurde, um sie beim nächsten Feuermachen wieder anblasen zu können, da vor etwa 50 Jahren frisches Feuer erzeugen noch eine recht umständliche Sache war. Heute hat man keine Aschengrube mehr.

Auf dem offenen Herde war eine Anzahl von Geräten nötig, die wir zum großen Teile heute nur noch in Museen finden. Obgleich die Besprechung der Küchengeräte außerhalb des Programmes dieses Werkes liegt, sollen

doch wenigstens einige der wichtigeren derselben beschrieben und bildlich dargestellt werden.*)

Das Feuerroß, auch Feuerhund, Feuerbock, Feuerwolf, offenbar nach der Form so benannt, erstere Bezeichnung bayerisch, die zweite fränkisch, die dritte in Westeuropa, die letztere in der Bukowina üblich, T.-Abb. 20 und 21, diente dazu, die Holzscheite beim Feuermachen gegen unten hohl zu legen, um sie durch unterlegte Glut oder brennende Späne zu entzünden. Zu diesem Zwecke dient noch jetzt in einfachen Verhältnissen oft nur ein anderes Holzstück, ein Stein, Ziegel oder ein eigens dazu gebranntes Stück Ton. Bei der Abneigung des Bauers, eiserne Gegenstände ohne zwingende Nötigung zu erwerben, ist von vorneherein nur auf ein geringes Alter im bäurischen Haushalte zu rechnen. Doch war in letzter Zeit die Verbreitung in vorgeschritteneren Gegenden ziemlich groß. Man fand solche im Wienerwalde ziemlich häufig, bei den Heanzen, in vielen Gegenden von Steiermark, Kärnten, Salzburg, seltener in Ungarn und Bosnien. Gegenwärtig sind sie nur wenig mehr in Verwendung, weil das Feuermachen sehr erleichtert ist.

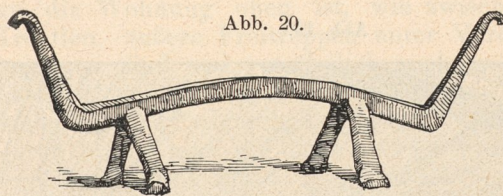


Abb. 20.

Feuerroß.

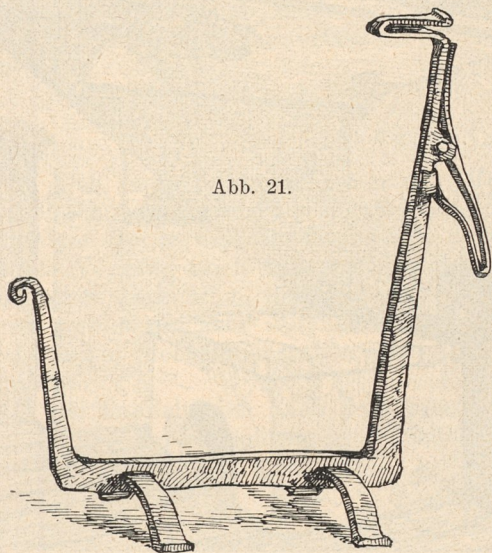


Abb. 21.

Feuerroß mit Spanleuchte.

Die in verschiedenen Höhen an den Armen des Feuerrosses angebrachten Haken sind zur Einlegung des Bratspießes oder auch von Pfannenstielen bestimmt.

Ob man aus den Vorkommen der überhaupt wenig verschiedenen Formen der bäuerlichen Feuerrosse Schlüsse über das Volkstum der Eigentümer ziehen kann, ist schon wegen des späten Vorkommens derselben im Bauernhause zweifelhaft, umso mehr als die Anfertigung eiserner Geräte stets vollständig Sache eines uralten Handwerkes war, welches nur ein in Städten, Burgen und Klöstern längst übliches Geräte dem Bauer brachte. Leonardo da Vinci beschreibt einen Feuerbock, an dessen höherem

Schenkel Haken zum Auflager des Bratspießes angebracht sind.**)

Eine andere Gattung von Herdgeräten vermittelt das Hochstellen der Kochgefäße über dem Feuer, Dreifüße, Röste auf Füßen und Pfannknechte. Pfannknechte dienen dazu, Speisen in einer Pfanne über Feuer zu kochen, wobei der Stiel unterstützt sein muß, T.-Abb. 22. In vielen Fällen hat man für das letztere einfache gabelartige Hölzer oder auch solche mit seitlichen Einschnitten in verschiedener Höhe zum Einlegen oder Festklemmen des

*) Ausführlich darüber schreibt besonders Dr. O. L a u f f e r in der „Zeitschr. f. Volkskunde“, Berlin 1900, und R. M e r i n g e r in verschiedenen Jahrgängen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

***) Th. B e c k: „Civil-Ingenieur“, 1896.

Stieles, welche in Löcher am Herde eingesteckt werden.*) Auf T.-Abb. 23 ist auf dem Fußboden stehend ein Dreifuß mit Pfannstütze zu sehen. Eine andere Art von Pfannknechten, aus Holz angefertigt, dient dazu, die Pfanne mit dem heißen Inhalte auf den Eßtisch stellen zu können, ohne denselben anzubrennen oder zu verrußen.

Das wichtigste Kochgerät war jedoch und ist noch vielfach der über dem Herde hängende Kessel zum Kochen, welcher einst in allen Teilen des Reiches verbreitet war. In den einfachsten Fällen setzte man ihn einfach auf Steine oder Ziegel, wie man es in den Karpathen und in Ungarn noch sehen kann. Gewöhnlich jedoch ist er mittels eines Bügels an der Decke, an einer Querstange im Schlotte, zumeist aber an einem hölzernen, seltener eisernen Kran, dessen Säule neben oder an dem Rande des Herdes steht, aufgehängt, wodurch die Zu- und Abdrehung des Kessels vom Feuer ermöglicht ist. Der Kran heißt Kesselschwinge, Kesselreide, T.-Abb. 23. Manchmal hängt der Kessel an einer wagrechten Stange, welche über den Herd reicht und beiderseitig unterstützt ist, an welcher der Kessel geradlinig über das Feuer und weg geschoben werden kann.**)

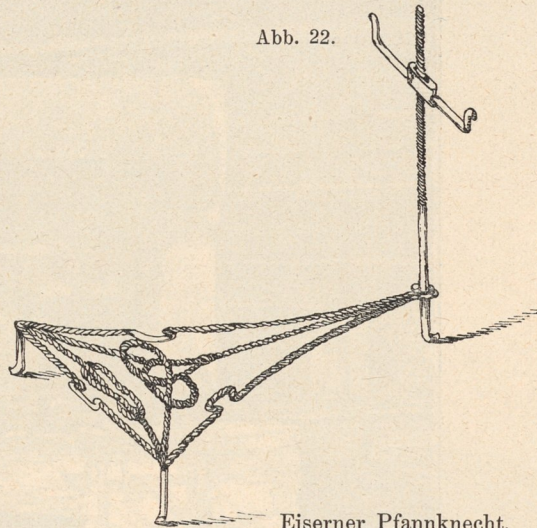
Sehr häufige Anwendung findet der Kessel noch in den italienisch beeinflussten Gebieten Österreichs, wo er in den Häusern oft in mehreren Stücken verschiedener Größe vorkommt. Text-Abb. 24 bringt einen istrisch-italienischen Herd besserer Art mit dem eisernen Gestelle für zwei an Kranen hängenden Kesseln und eisernen Körbchen zum Einstellen von Gefäßen mit warm zu haltender Flüssigkeit.

Gewöhnlich ist über dem Herde ein Rauchmantel. Die vorne stehende Bratspießeinrichtung ist im Bauernhause wohl selten vorhanden. Der Kessel ist auch im kroatischen Küstenlande und in Dalmatien sehr häufig.

In den Alpen sind vielfach eingemauerte Kessel, Kesselherde, sehr oft in mehrfacher Zahl für verschiedene Zwecke vorhanden. Man hat solche zur Bereitung von Viehfutter, besonders für die Schweine, und für Wäsche. Einer oder beide stehen sogar in der Rauchstube, wobei aber der Rauch unmittelbar in die Lab'n geleitet wird, Tafeln Kärnten Nr. 4 bis 6. Im Böhmerwalde steht der Wäschekessel im Vorhause. Im gebirgigen Niederösterreich, in Kärnten und anderen Alpenländern und bei den Heanzen hat der Bauer oft auch einen „Brennkessel“ zur Bereitung der hochgeschätzten Schnäpse aus süßen und bitteren Beeren, Wurzeln oder aus Korn, die zum Vergnügen und auch zur Heilung verschiedener Leibesbeschwerden dienen.

In den Rauchstuben ist entweder nur eine einzige Feuerstelle, der offene Herd wie in den Ostkarpathen, oder auch mit dem Backofen in Verbindung, endlich ist Backofen und Herd nebeneinander, wie in Kärnten.

Abb. 22.



Eiserner Pfannknecht.

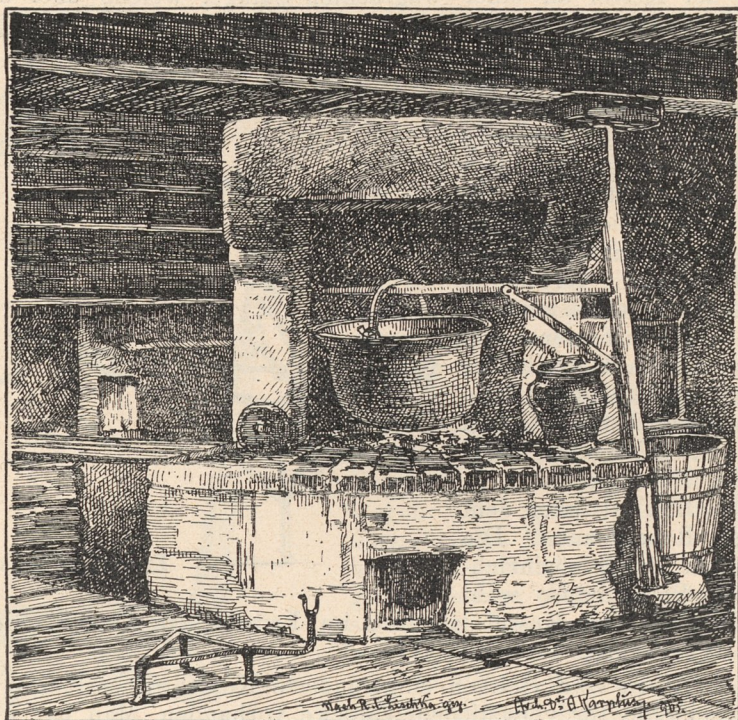
*) J. R. Bünker: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXXII, Sennhütten, S. 239 ff.

***) J. R. Bünker: Aus Kärnten. „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXXII, 85.

T.-Abb. 23 zeigt die Heizungsanlage einer Kärntner Rauchstube aus dem Sankhause, welches im ganzen auf Tafel Kärnten Nr. 6 dargestellt ist. Links ist der Backofen, mitten der offene Herd mit der Kesselschwinge. Einen solchen Kesselkran vollkommenerer Art sieht man auf Tafel Salzburg Nr. 5, der sowohl zum Wegdrehen vom Feuer, als auch zum Höher- oder Tieferstellen des Kessels eingerichtet ist.

Die drei Textabbildungen Nr. 25 bis 27 zeigen uns verschiedene Herdanlagen aus den östlichen Karpathen, sowohl der Bukowina als auch aus Ungarn in aufsteigender Ausbildung. Da dort bei den Huzulen (und auch den Rumänen) oft noch kein Brot, sondern statt dessen nur steifer Maisbrot gegessen wird, so entfällt dann der Backofen. Doch ist die allgemeine Anordnung und die Form des Herdes so, als wäre ein Backofen vorhanden. Derlei

Abb. 23.



Rauchstubeherd mit Kesselschwinge.

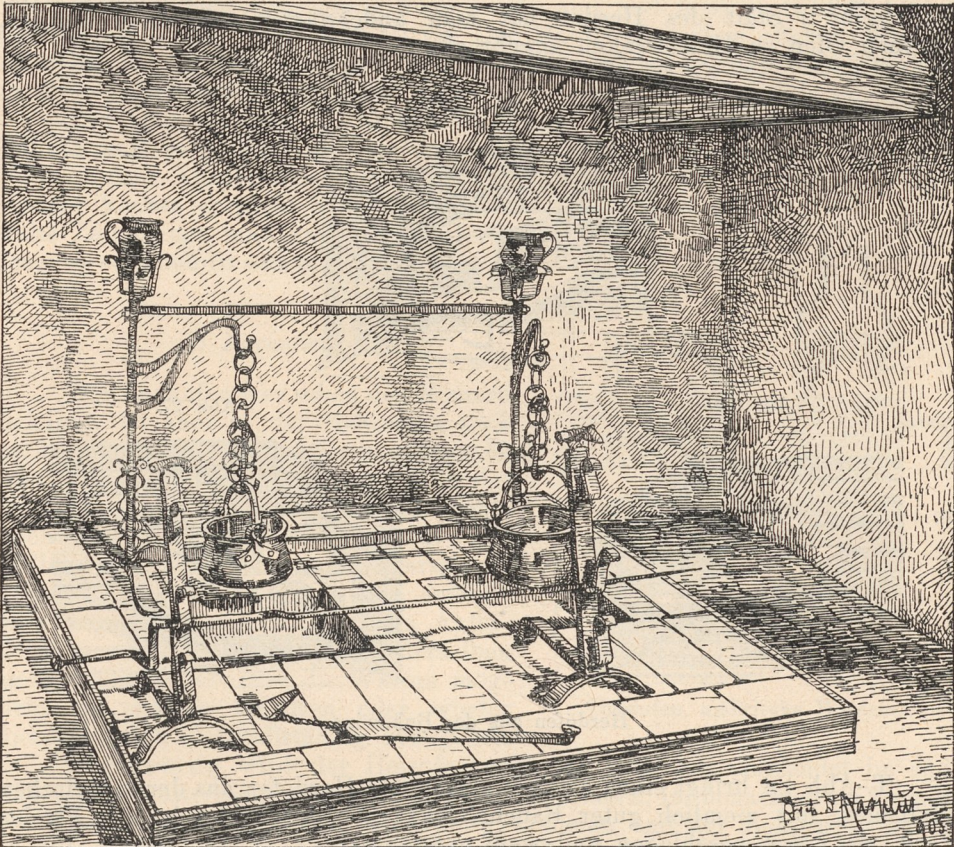
Anlagen sind mit nicht wesentlichen Abänderungen in den Karpathen allgemein zu finden.)*

T.-Abb. 25 zeigt eine sehr einfache Herdform aus einem ungarisch-ruthenischen Bauernhause. Das Herdfeuer ist teils im Loche, teils auf der davor liegenden Bank. Der Rauch steigt frei gegen die Stubendecke, zieht durch ein Loch in der Wand nach dem Vorhause und von dort entweder in den Dachraum oder durch die offene Wohnungstüre ins Freie. Der Herd ist aus Lehm hergestellt.

*) Nach Kaendlin in den „Mitt. der Anthrop. Ges.“ in Wien, XXVI, 156, XXVII, 218, XXVIII, 230.

T.-Abb. 26, bei den Huzulen im Pruthtale und den Ruthenen im Arvaer Komitate gebräuchlich. Das Kochen ist gleichwie beim obigen Herde, über dem Feuer ist jedoch eine Haube, Komyn genannt, welche den Rauch aufnimmt und durch eine Röhre ins Vorhaus leitet. Der Komyn, offenbar eine Nachahmung und Anpassung des von den Deutschen ins Land gebrachten Rauchschlotes ist aus mit Lehm beschlagenem Flechtwerk gemacht. In der Bukowina wird der Mantel bei Bessergestellten aus zusammengepaßten Steinplatten gemacht und außen mit eisernen Reifen zusammengehalten, manchmal auch mit Gesimsen verziert. Die zierlichsten Mäntel dieser Art sind im

Abb. 24.



Istrische Küche mit Herdgestelle.

Südosten von Galizien und in der westlichen Bukowina, besonders bei Huzulen, aber auch bei Ruthenen dieser Gegend zu sehen. Tafel Galizien Nr. 1 enthält die Ansichten zweier solcher Herde dieser Gegend. Der Rauchtrichter ist hier bedeutend größer geworden, besteht aus reich verzierten Kacheln und ruht durch Vermittlung eines Holzrahmens auf den zwei Eckwänden und vorne auf einer gewundenen Eisenstange. Im Hintergrunde sieht man das Loch für die Aufnahme des Feuers oder für den Backofen.

Hierher gehören noch einige Beispiele, welche auf der gleichen Grundlage beruhen.

T.-Abb. 43, Herd aus Bronovice bei Krakau. Der Rauchmantel ist geflochten, mit Lehm beschlagen, geweißt und bemalt. Angebaut ist bereits ein

großer Sparherd. Der sogenannte Lutherofen der Siebenbürger Sachsen ist in kleinem Maßstabe auf Tafel Siebenbürgen Nr. 1, Haus Nr. 123 in Schönbrunn, gezeichnet. Er steht in einer Ecke der Stube und besteht aus Herd und Backofen mit Ofenbank. Das Heiz- und Einschließloch des Backofens ist an der freien Ecke, vor demselben ist der Herdplatz. Darüber steht ein vier-eckiger Rauchmantel aus Kacheln, an den freien Ecken auf zwei Eisenstangen ruhend. Der vom Herde oder aus dem Backofen kommende Rauch wird vom Mantel aufgenommen, durch ein Rohr bis an die Mauer und durch diese in das Vorhaus oder in einen Schlot abgeführt. Links ist an den Mantel ein kleiner Blechherd angesetzt, welcher alle Merkmale eines Sparherdes an sich trägt, vom Mantel aus zu beheizen ist und den Rauch gleichfalls dorthin abgibt. *) Statt des Herdes hat man anderwärts auch einen kleinen, eisernen Ofen zu Heizzwecken angebracht.

Abb. 25.

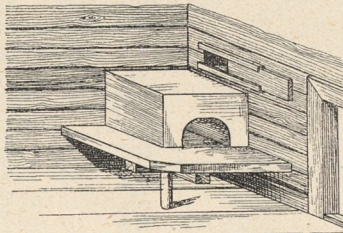


Abb. 26.

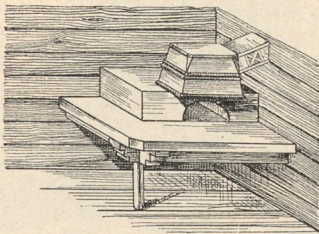
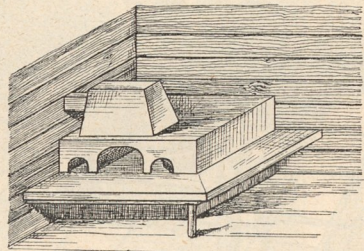


Abb. 27.



Herdöfen aus der Bukowina.

T.-Abb. 28 bringt einen ähnlich gemachten Herdofen aus der mährischen Wallachei mit ziemlich guter Rauchabführung. Der Schlot ist aus Flechtwerk, mit Lehm beschlagen und weiß getüncht.

Ähnlich sind die meisten Herdöfen in den Karpathen bei Slowaken, Ruthenen, Rumänen, Csángo, Székleren und auch Siebenbürger Sachsen. Wir haben damit die am weitesten verbreitete Heizvorrichtung in diesem Gebirgszuge in verschiedenen Abarten kennen gelernt.

T.-Abb. 27 ist eine vervollkommnete Form und bei den östlichen, ungarischen Ruthenen zu finden. Das Kochen findet in dem größeren Loche statt, doch braucht der Rauch nicht mehr, wie früher, zur selben Öffnung herauszuströmen, sondern zieht durch ein Loch in der Decke des Ofens in den darüber sitzenden Trichter und weiter in den Dachraum ab. Damit ist schon eine enge Einfassung der Flamme und ein geschlossener Abzug des Rauches innerhalb der Stube hergestellt. Es ist zu verwundern, daß diese

*) Mitteilung: J. R. Bünker.

Heizung, nachdem außerhalb der Stube fast nie ein gemauerter Schlot zur Aufnahme der Heizgase vorhanden ist, nicht feuergefährlich sein sollte.

Über die offenen Herde ist sonst wenig zu bemerken. Dieselben werden allmählich durch Sparherde verdrängt, mit welchen dann wegen der heißen Rauchgase und wegen Beförderung des Zuges ein gemauerter Schlot bis über den Dachfirst unumgänglich verbunden sein muß.

Die südlichen Gegenden Österreichs und die Herzegowina sind Kaminländer, was hier übrigens nur besagen will, daß man dort keinen Ofen kennt und daß die Herdanlage, und auch dies nur bei Wohlhabenderen, eine bessere Ausbildung erfahren hat, als in den Rauchstuben der Alpen und Karpathen. Man hat dann über dem Herde einen weit ausgreifenden Schirm, bezw. Mantel, welcher den Rauch des offenen Feuers aufnimmt und in einen Schlot abführt, der übrigens auch dort nicht alt ist. Der Mantel über dem offenen Herd ist auch bei uns in vielen Gegenden verbreitet, wird sogar auch beim Sparherd in älteren Häusern beibehalten.

Der Ofen war und ist in den südlichen Ländern wegen des wärmeren Klimas kein so großes Bedürfnis wie bei uns. Wegen Holz mangels, der Armut und großen Anspruchlosigkeit der Bewohner konnte er nicht Fuß fassen. Die kalte Zeit bringt man am offenen Herdfeuer zu oder behilft sich mit Wärmefäßen.

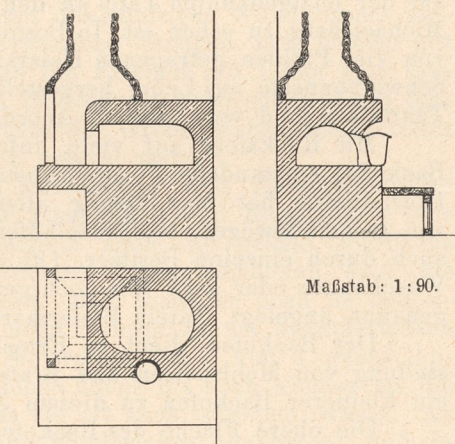
b) Backofen.

Der Backofen war schon den Römern bekannt, ist aber in der Bukowina noch nicht allgemein. Wir können römische Abstammung dafür annehmen. Er ist der Vorläufer unserer Heizöfen und heute noch oft beiden Zwecken dienend. Wir wollen daher den Backofen zuerst vornehmen. Die Trennung beider erfolgte teils wegen der widersprechenden Anforderungen, die man an jeden derselben stellt, nämlich entweder die Wärme möglichst in sich zu behalten oder wieder dieselbe rasch und vollständig abzugeben.

Gegenwärtig wird der Heizofen noch als Backofen verwendet im südlichen Niederösterreich, der nordöstlichen Steiermark, im benachbarten Ungarn bei den Heanzen, in Krain, Vorarlberg, Galizien und der Bukowina, soweit man dort überhaupt Backöfen hat, bei den Häudörflern westlich von Krennitz und im Gömörer Komitate in Ungarn. Doch wird die Errichtung besonderer Heizöfen teils bei jedem Neubau und auch sonst häufig durchgeführt. Die Öfen auf Tafel Ungarn Nr. 4, fünfte Abbildung, dienen beiden Zwecken. Das Einschießen findet von der Küche aus statt. Da aber diese nur geringe Tiefe hat, so sind für den langen Stiel der Einschießschaufel in der Wand rückwärts Löcher *a*, *b* gelassen.

Bei der Trennung war das nächste, wie man es gegenwärtig noch häufig sieht, den Ofen in der Stube neben dem Backofen aufzustellen und beide von der Küche aus zu heizen. Man konnte nun jeden zweckentsprechend herstellen, den Heizofen mit dünnen, den Backofen mit dicken Wänden und großer Bodenfläche. Um die lästige Hitze in der Stube während des Backens im Sommer zu vermeiden, versetzte man den Backofen zuerst ganz in die Küche, entweder

Abb. 28.



Herdofen, mährische Walachei.

in eine Ecke, oder auch unter den Herd. In diesem Falle muß aber vor dem Türchen ein gewöhnlich bedeckter entsprechend tiefer Schacht sein, um in diesem stehend den Backofen bedienen zu können, Tafel Salzburg Nr. 1 und Kärnten Nr. 2 (Putschal). Auch in Ungarn ist dies häufig der Fall. An anderen Orten hat man den Backofen von der Küche aus in einen anstoßenden Raum, eine Kammer oder auch den Stall hineinreichen lassen. Sehr oft ragt er auch von der Küche rückwärts ins Freie hinaus, wo er dann mit einem Pultdache abgedeckt wird (T.-T. IV, Abb. 3 und 9). In Tirol zwischen Imst und Nauders, im Vintschgau, Sulz- und Nonsberg, teilweise südlich von Kaltern im Etschtale, im Fleimstale und bis Cortina d'Ampezzo sowie in Graubünden ist er sogar im Obergeschosse hinausgebaut und ruht dann außen auf Pfählen oder auch nur hinausragenden Balken.

Bei Rauchstubenanlagen, wie in Kärnten und Galizien, wird der Backofen in der Stube geheizt und bedient, gibt auch nach dort seinen Rauch ab. Bei den Siebenbürger Sachsen ist der Backofen in der Stube beim sogenannten Lutherofen in Verbindung mit dem Herde. S. darüber S. 128. Tafel Siebenbürgen Nr. 1, Haus Nr. 241 in Groß-Scheuern zeigt den Backofen in der „Lef“, der Vorlaube, also außer dem Hause, eine dort häufig vorkommende Anlage. Oft ist der Backofen außer der Wohnung im Hause errichtet, wie auf der letztgenannten Tafel an den Häusern zu Schellenberg, Kastenzholz und Michaelsberg zu sehen ist. In Bosnien steht er auch mitten im Hofe auf einem von vier Pfählen getragenen Holzrahmen, gleich einem riesigen, umgekehrten Schwalbenneste aus Lehm hergestellt.*) In manchen großen sowie in mehreren Texttafeln sind verschiedene Anordnungen des Backofens zu ersehen.

Mit Rücksicht auf viele, infolge schlecht angelegter oder erhaltener Backöfen entstandene Feuersbrünste, ganz besonders in engen Dörfern mit Holzhäusern hat man häufig alleinstehende Backhäuser erbaut, in Dörfern von gemeindewegen, bei Einzelhöfen durch mehrere Besitzer zusammen, oder auch durch einzelne Besitzer. Oft sind dieselben in Verbindung mit einem Waschhause oder auch den noch gefährlicheren Flachsdörrhäusern, Badstuben genannt, angelegt, Tafeln Steiermark Nr. 6 und 7.

Der Backofen dient in Ermanglung eines Sparherdes auch zur Herstellung von Mehlspeisen und Braten und bei großen Wirtschaften ist auch ein kleinerer Backofen zu diesem Zwecke erbaut.

Die obere Fläche des Backofens, wie auch manchmal des Heizofens ist eine im Winter sehr beliebte Liegerstatt, besonders, so lange der Ofen warm ist. Man hat deshalb oft oberhalb ein Lattengerippe angebracht, sowohl zum Schutze des Ofens als auch gegen zu große Hitze, so in Kärnten, Pinzgau in Salzburg u. s. w. Zur Besteigung der oberen Fläche sind im Körper des Ofens Stufen angebracht. Die beim Ofen zu erwähnende Ofenbank umzieht auch den Backofen.

Der Backofen wurde und wird, wenn es nur immer möglich ist, gerne aus Lehm gemacht. Man umschlägt ein Gerippe aus Holzstangen beiderseits mit Lehm oder macht ihn über eine hölzerne Form, welche beide beim Anfeuern verbrennen. Oder man stellt den Klotz des Ofens voll aus Lehm her und nimmt die innere Höhlung heraus. Gegenwärtig wird er dort, wo Ziegel vorhanden sind, gemauert.

c) Heizofen.

Von dem Heizofen ist bereits einiges gelegentlich der Darlegung über die Entstehung und Ausbildung der Stube, sowie auch beim Backofen, seinem Vorgänger, gesagt worden. Alle Öfen, die wir bis Mitte des vorigen

*) Hörnes: „Bosnien und Herzegowina“. Herausgegeben von Umlauf, Wien 1889.

Jahrhundertes kennen, sind vom Herdraume aus zu heizen und geben auch nach dorthin den Rauch ab, denn es war ihr Hauptzweck, das Wohngemach rauchfrei zu erwärmen. Erst durch die Einführung der gut ziehenden engen Schlote ist man in die Lage versetzt, den Ofen auch von der Stube aus zu heizen.

Die Öfen wurden und werden wie ihre Vorgänger zuerst aus Lehm und in Ermanglung dessen aus Stein erbaut. Lehmöfen sind noch weit verbreitet im magyrischen Tieflande, solche aus Mauerwerk in Salzburg, Oberkärnten, im Grödnertale, überhaupt sehr häufig in Tirol (T.-Abb. 65) und in Vorarlberg, überall aber nur in alten Häusern. In Westtirol und Vorarlberg macht man sie auch aus Kieselsteinen, denen man nicht mit Unrecht ein großes Vermögen von Wärmeaufsammlung zuschreibt. Sonst sind selbst in abgelegenen Gegenden, mit Ausnahme der Rauchstuben, Kachelöfen verbreitet.

Die Anfertigung der Lehmöfen, welche entweder die Form eines Kegelstutzes mit Kuppel oder auch eines etwas erhöhten Backofens haben, geschieht ähnlich wie bei diesem mit Hilfe von Holzformen. Bis in Sitzhöhe wird ein voller Unterbau in Lehm hergestellt, dessen vorstehende Ränder als Bänke dienen. Für den daraufsitzenden Ofen wird an der inneren Seite eine geflochtene Holzform gemacht und von außen mit Lehm in der beliebten Dicke beschlagen. Oder man stellt inmitten des künftigen Wandkörpers aufrechte unten und oben miteinander verbundene Stangen auf, welche mit Strohlehm umwunden werden, worauf man die Flächen mit Lehm glatt verreibt und außen weißt oder färbelt. Die Holzformen verbrennen beim Anheizen. Diese Öfen sind meist von bedeutender Größe, insbesondere, wenn sie, wie stellenweise in Ungarn, mit Stroh geheizt werden.

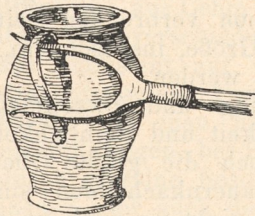
Einen großen Fortschritt in der Ausstattung und Zweckmäßigkeit bedeuten die Kachelöfen, die neben ihrer Zierlichkeit und Reinlichkeit sehr dünne Wände und bei hafentartigen Kacheln auch die größte Oberfläche haben. Die ältesten Formen noch aufrechter Bauernkachelöfen sind die „Häferlöfen“, auch „Ruabnhäufen“ genannt. Man sieht sie noch im südöstlichen Niederösterreich und der angrenzenden Steiermark, im kärntnerischen Gailtale und um Ampezzo. Die Tafeln Steiermark Nr. 3 und 4 geben Abbildungen, doch ist die Höhe des eigentlichen Ofens oft noch kleiner als die Breite, so daß sie Backöfen gleichen, was sie oft auch zugleich waren. An einem solchen Ofen hat Rosegger seine Kinderjahre zugebracht und in dem erhaltenen Vaterhause steht er noch aufrecht. Je nach dem Vermögen des Eigentümers werden die Kacheln bei solchen Öfen dicht nebeneinander, in größeren oder kleineren mit Lehm ausgefüllten Zwischenräumen gesetzt. Die Kacheln haben die Form von niederen Trinkkrügen mit rundem Boden, der außen oft glasiert ist. Dieser Form folgten immer weniger vertiefte Kacheln, da man die Ofenwände stets dünner zu machen suchte und man verwendete später außen tellerförmig vertiefte, endlich ebene viereckige meist grünglasierte Kacheln ohne Lehmzwischenfüllung, das Erzeugnis der früher in kleinen Landstädten, Märkten und selbst Dörfern selbst gewesenen Hafner. Jetzt werden immer mehr und mehr Eisenöfen verwendet. Kachelöfen besserer Ausstattung sind auf den Tafeln Niederösterreich und Oberösterreich Nr. 3, Salzburg Nr. 2 und Kärnten Nr. 1 dargestellt.

Die alten Öfen waren ohne jeden Einbau, nur ein eisernes Gitter oder eine starke Mauerung innen längs der Wände über dem Boden mußte die Außenwände gegen unvorsichtiges Einführen der großen Scheiter schützen. Die Heizöffnung war groß, so daß eine Person in das Innere kriechen konnte, um die nötigen Ausbesserungen vornehmen zu können und weil auch der Rauch durch dieselbe herausströmen mußte. Das oberhalb gelegene Rauchabzugrohr ist eine spätere Einführung und auch heute bei alten Öfen noch

nicht zu finden. Der Ofen wurde aber auch in vielen Gegenden von der Küche aus, wo die Einheize war, zum Kochen verwendet und zwar im Innern desselben. Dergleichen geschah oft oder geschieht noch in Nieder- und Oberösterreich, Oststeiermark, im unteren deutschen Elbetale, im mährischen deutschen Schönhengstgaue, bei den schlesischen Deutschen, in Vorarlberg, dem tirolischen Lechtale, bei den Heanzen in West- und den Krickehauern in Nordungarn, im Gottscheerlande und zwar auch im Sommer, so daß zumeist im Hause keine eigentlichen Herde vorhanden sind.**) Nachdem die Kochstelle vom Ofen- bzw. Herdrande in der Küche etwa einen Meter weit entfernt ist, so hatte man eigene zweizinkige Gabeln zum Ein- und Ausbringen der Gefäße. Für die leichteren genügte eine Gabel, mit welcher in der Aufrechtstellung der Zinken der Henkel ergriffen wurde, T.-Abb. 29, für schwere Hafen dagegen hat man den „Ofenwagen“, T.-Abb. 30.**)

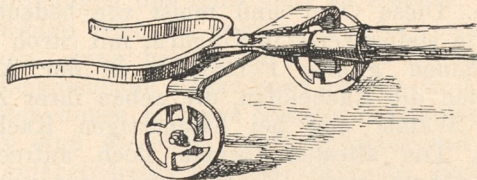
Man kocht aber im Ofen auch in der Stube selbst, meist nur im Winter. In selbem sind dann eine oder mehrere eiserne mit Blechtürchen zu schließende „Röhren“ und fast überall noch ein Wassergefaß mit Deckel eingelassen, welche von innen aus den Flammen ausgesetzt sind. Tafeln Salzburg Nr. 2 und 3 und T.-Abb. 31.***) Auch diese Einrichtungen finden sich sehr häufig an verschiedenen Orten, in einzelnen Strichen fast in jedem Lande. In alten Häusern Oberösterreichs bestanden noch vor kurzem die sogenannten „Guck-

Abb. 29.



Ofengabel.

Abb. 30.



Ofenwagen aus Eisen.

öfen“,†) große Kachelöfen mit einer Heizöffnung von 0.35 bis 0.40 m Weite, die durch eine Blechtür verschließbar war. Innerhalb der Stube befand sich im Innern des Ofens ein offener Herd, auf welchem also von der Stube aus gekocht werden konnte. Der Rauchabzug ging nach der Küche bzw. dem dort befindlichen Schlothe.

Um die freistehenden Seiten des Ofens läuft die unvermeidliche Ofenbank, im Winter der beliebteste Sitz- bzw. Liegplatz, wenn nicht gerade Essenszeit ist. In Krain sind zwischen dem Ofen und den beiden Stubenwänden noch Plätze zum Liegen, also gleichzeitig für vier Personen und im Grödnertale in Tirol werden dorthin Leichtkranke gelegt. Der Ofen selbst hat, wie schon erwähnt, einen Unterbau aus Mauerwerk oder Lehm von Sitzhöhe, welcher auch meist die Bank bildet, die übrigens auch aus Holz gemacht wird. Unter denselben ist für den Winter gerne die Hühnersteige angebracht, wie in Oberösterreich, Salzburg (T.-Abb. 31), Obersteiermark, Oberkärnten, Nordböhmen u. a. O. Auch die Katze hat irgendwo in der Höhe ihren angestammten Platz, während der Hund nicht in die Wohnstube gelassen wird, da er draußen den Hof bewachen muß. Zwischen dem Ofen und der zunächst

*) Mitteilung B ü n k e r.

**) Museum Mödling, aus dem Wiener Walde.

***) Eigl: Charakteristik, Tafel XVIII.

†) Grillmayer: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXIX, 243.

liegenden Stubenwand in der Längsrichtung des Hauses ist der wärmste Teil der Stube, deshalb bis Mitteleuropa hinein überall „Hölle“ genannt. Er ist so beliebt zum Sitzen, daß sich der Altbauer denselben manchmal im Ausnahmevertrag zur alleinigen Benützung vorbehält. Zuweilen ist der Sitz in Verbindung mit dem Ofen ganz mit Kacheln verkleidet. Im Gottscheerlande sind am Ofen mehrere Sitze aus Kacheln angebracht, Tafel Krain Nr. 1. Ebenso wie auf dem Backofen richtet man auch oben auf dem Heizofen, wenn er eben groß genug ist, eine Liegestatt ein durch einen Dielenbelag, welcher auf dem Ofengerüste ruht*), in Kärnten und Tirol nicht selten.

Zum Schutze des Ofens gegen zu innige Annäherung der auf der Bank Sitzenden und Eindrücken desselben ist über der Bank an dem Ofen ein starkes Holzgeländer angebracht. Von der Decke herabhängende Stangen um den Ofen mit Querhölzern dienen zum Trocknen feuchter Kleider, Kinder- und anderer Wäsche. Tafeln Vorarlberg, Mähren und Krain Nr. 1, sowie T.-Abb. 65. Manchmal ist ein förmliches Holzgerüste um den Ofen, welches diese Einrichtungen aufnimmt und auch die obere Liegerstatt zu tragen hat. Im Grödentale spielen oben in dem eingefriedeten Raum auch die Kinder.

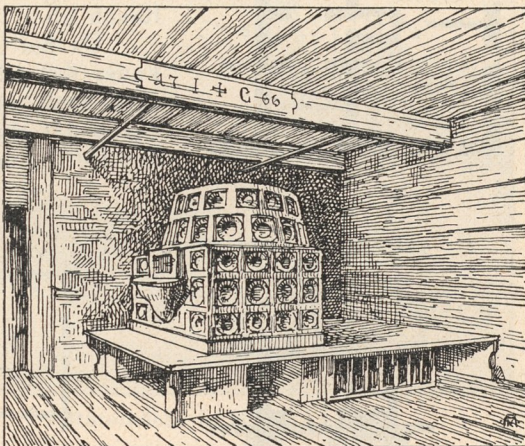
Eine eigentümliche Einrichtung besteht in Vorarlberg und im tirolischen Lechtale. Die Häuser sind dort zweigeschossig und im Obergeschosse befinden sich die Schlafstuben der Kinder und Dienstleute, für erstere über der Wohnstube. Oberhalb des Ofens ist in der Decke ein mit einer Falltüre von oben geschlossenes Loch, welches zum Erwärmen der oberen Schlafkammer zeitweise geöffnet wird. Zum Schlafengehen steigen die Kinder mittels einiger Stufen auf Backofen und Ofen durch das Loch nach oben. T.-T. VI., Abb. 4 b. Auch in der östlichen Schweiz und im Kanton

Tessin findet man diese Einrichtung. Die Öffnungen in den Decken, allein nur zum Erwärmen der oberhalb gelegenen Kammern, sind auch in Salzburg und sonst in Tirol, bei den Häudörflern westlich von Kremnitz in Ungarn gebräuchlich, besonders dort, wo die bauerliche Schlafstube im Obergeschosse liegt. Es ist merkwürdig, daß der Bauer auf dem offenen Herde, von dem er nicht leicht abzubringen ist, sowie beim Zäunen das Holz geradezu verschwendet, während er bei der Heizung der Stube, bzw. Lüftung derselben so große Sparsamkeit entfaltet.

d) Küche.

Die Küche ist, wie ihr fremder, entlehnter Name zeigt, ursprünglich keine heimische Einrichtung. Das dem Lateinischen entnommene Wort ist aus den Klöstern und Burgen, wo das Kochen in eigens dazu bestimmten Räumen geschah, mit dem Gegenstande in das Volk übergegangen.

Abb. 31.



Salzburger Kachelofen.

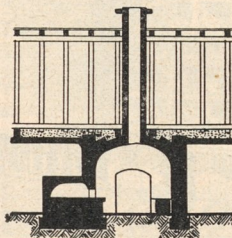
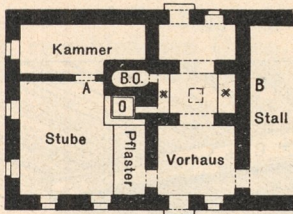
*) Bünker: „Mitt. der Anthropol. Ges.“ XXXII, S. 37, Rumpler-Keusche.

Im Winter wurde und wird meist noch auf irgend eine Art im Wohnraume gekocht, im Sommer geschah dies einst gewiß im Freien, durch eine Wand oder Gebüsch von Wind geschützt. In Bosnien kocht man noch bei Feldarbeiten draußen, in Kroatien geschieht dies auch bei höheren Ständen, gelegentlich von Jagden. Beim gewöhnlichen Bauer wird in der Stube auf offenem, in neuerer Zeit auch auf dem Sparherd gekocht, da die Hausfrau zugleich die kleinen Kinder bewachen muß. Wenn sie in der Küche kocht, nimmt sie die Kinder dorthin mit. Man sieht also, daß der Bauer die Trennung dieser beiden Gemächer nicht gerne sieht und dieselbe auf irgend eine Weise umgeht. Im Winter ziehen sämtliche Hausbewohner dem Feuer zu, ob dies nun in der Stube oder Küche ist. Bei Rauchstuben gibt es überhaupt keine Auswahl.

Wegen der Rauch- und Hitzeplage in der warmen Zeit richtete man schließlich eine besondere Küche ein, die jedoch sehr oft nur im Sommer Verwendung findet. Ursprünglich und teilweise noch jetzt ist sie auch zugleich Vorhaus, bis unter Dach frei, damit der Rauch ungehindert abziehen mag. Von der Küche aus werden Backofen und Öfen der anstoßenden Stuben geheizt und hierher zieht auch deren Rauch ab.

Da bei Öffnung der Haustüre der Wind das Feuer des offenen Herdes nicht nur stören, sondern auch in den Dachboden treiben und dadurch das Haus entzünden kann, so schützt man den Herd durch Blindmauern T.-T. IV, Abb. 8,

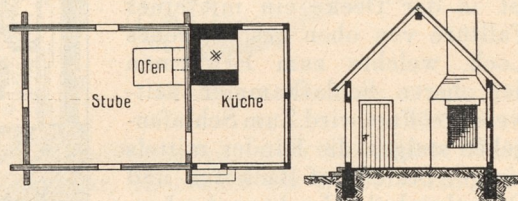
Abb. 32.



Maßstab : 1 : 300.

Heizungsanlage, West-Schlesien.

Abb. 33.



Maßstab 1 : 200.

Heizungsanlage in Urgesbach bei Gutenstein.

T.-Abb. 32, Tafeln Salzburg Nr. 2 und 3. Der Herd befindet sich manchmal in alten Häusern noch in der Mitte der Küche, Tafel Tirol Nr. 1 und T.-T. VI, Abb. 14. Eine gründliche Abhilfe gegen den Einfluß des Windes auf das Herdfeuer war die Abtrennung eines Vorraumes, wie an der Ausbildung des fränkischen Hauses zu ersehen ist. Vergl. T.-T. IV, Abb. 1 und 2. An anderen Orten baute man in das große Vorhaus eine Küche ein, T.-T. IV, Abb. 4 und 6.

Bei kleinen Leuten ist die auch als Vorhaus dienende Küche nur ein leichter Brettverschluss, wo Herd und Schlot allein gemauert sind, T.-Abb. 33 von einem Hause in Urgesbach bei Gutenstein, so im ganzen südlichen gebirgigen Niederösterreich, auch teilweise im angrenzenden Steiermark, Oberkärnten und Krain bei Häuslern nicht selten, Tafel Kärnten Nr. 9, Beistübel Nr. 40, Tafel Krain Nr. 1, erste und letzte Abbildung.

Der offene Herd war in dem früher ganz aus Holz hergestelltem Hause sehr feuergefährlich, weshalb er dort zuerst auch in der Mitte des Raumes stand. Als man ihn an die Wand rückte, mußte dieselbe durch Verkleidung mit

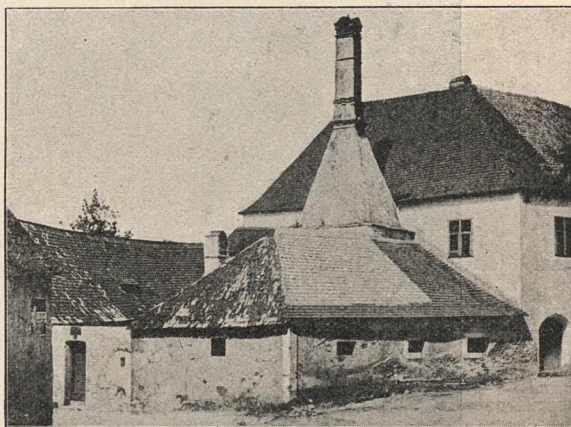
Lehm oder Mauerwerk, auch durch vollständige Mauerung vom Feuer geschützt werden. Schließlich kam man darauf, im Holzhaus einen allseitig gemauerten Raum als Küche herzustellen, der sich nach oben zum Schlothe verengte und so kein Stück Holz mehr in sich hatte, der den Rauch aus allen Heizstellen in sich aufnahm und über Dach führte. Das Vorbild dazu lieferten die Burgküchen, wie wir sie in Starhemberg, Aggstein, Weiteneck, Hardegg u. a., aus alten Zeiten stammend, noch heute in Trümmern sehen. Die meisten solcher Trichterküchen an Bauernhäusern sind in der Wachau zwischen Krems und Melk erhalten. In Weißenkirchen, von wo Tafel Niederösterreich Nr. 2 ein Beispiel bringt, ist noch eine zweite im Obergeschosse auf Holzpfailern, auf Tafel Nr. 3 eine aus Senftenberg, in Schwallenbach besteht eine im Obergeschosse auf mächtigen Steinkonsolen, T.-Abb. 34 zeigt uns eine aus Mitter-Arnsdorf. Aber auch in anderen Teilen Niederösterreichs, ausgenommen das Gebirge, gibt es derlei Küchen, wenn auch heute nur mehr selten. Auf T.-T. IV, Abb. 7 sehen wir eine solche im Grundrisse angedeutet, wie sie im Marchfelde bei Wien, zu Franzensdorf, Rutzendorf, Wittau u. a. O. noch einzeln vorkommen. Im nördlichen Teil Niederösterreichs bestehen solche Küchen auch in Singenreith bei Kottes, Bürgerwiesen bei Horn. In der Regel haben sie kein Fenster und nur durch den Schlot fällt von oben etwas Licht herein.

Eine ähnliche Einrichtung, doch etwas unansehnlicher ist im Böhmerwald zuhause. Dort steht die Küche, ebenfalls samt dem Schlothe in Mauerwerk in der Mitte des vollständig aus Holz bestehenden Hauses. Gegenwärtig benutzt man sie nur selten, selbst nicht im Sommer, da

das ganze Jahr auf dem Sparherd in der Stube gekocht wird und der Aufenthalt in dem kleinen fensterlosen vollständig verrußten Raume mit dem offenen Herde abschreckend ist. Hieher gehört wohl auch die Küche im westlichen Schlesien. T.-Abb. 32.

Eine andere Gruppe von derlei Anlagen sehen wir im Süden des Reiches bei Südslawen und Italienern, doch unter italienischem Einflusse. Tafel Küstenland Nr. 1 zeigt die Küche eines Hauses in Unterkobdil, T.-Abb. 35 die eines gemauerten Fischerhauses in Grado. Küchen dieser Art finden wir im Küstenlande mit Ausnahme der nördlichen Hälfte und weiter westlich bis Südtirol gleichwie im Venetianischen, von wo sie wahrscheinlich ihren Ausgang nahmen. Ein offener Herd mit hängendem Kessel, gemauertem Schlot, in der Regel einfach, manchmal auch schön bekrönt, wie in obigem Beispiele und ein Ausbau für die Küche am Hause charakterisieren diese Anlagen. In Südtirol und im Venetianischen ist der Herdraum oft außer dem Hause und damit nur durch einen Gang verbunden, im Grundrisse vieleckig, weshalb man ihn „Rotonda“ nennt.

Abb. 34.

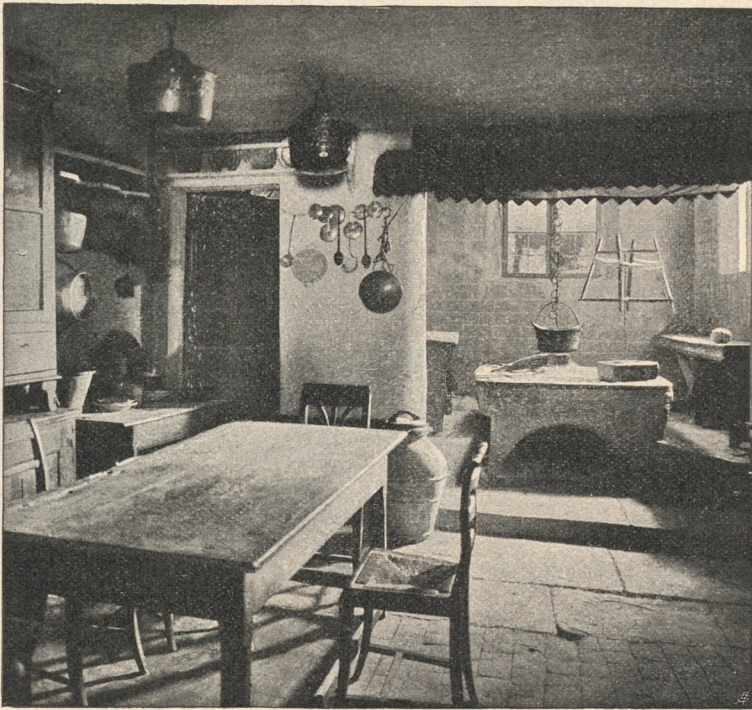


Trichterküche in Mitter-Arnsdorf.

*) Bancalari: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXVI, 114.

Die durch das Kochen und Backen während des Sommers im Wohnraume entstehende Hitze war selbst dem auch in dieser Richtung abgehärteten Bauer unangenehm und man suchte ihr auszuweichen. War der offene Herd in der Wohnstube, wie in Oberkärnten, so hielt man sich gewöhnlich im Vorhause auf. Anderwärts sind besondere Küchengebäude für den Sommer vorhanden, Sommerküchen, wie in der Bukowina Tafel Nr. 2, Haus Nr. 92, bei den Székeln und in Kroatien. Diese werden dann auch zum Brodbacken, Waschen u. dgl. benützt. In der Bukowina kocht man auch an einem geschützten Platze im Freien. *) Sommerküchen nennt man auch die alten Rauchküchen in Häusern, wo in der Wohnstube jetzt ein Sparherd steht, der den Winter über benützt wird.

Abb. 35.



Fischerhaus in Grado, westlich von Triest.

Beispiele, wie die Hausbewohner im Winter dem Feuer näher ziehen, bzw. das Feuer sich nahe zu bringen suchen, bieten T.-T. IV, Abb. 5 und 12. Die erstere, von einem Hause zu Ranigsdorf im Schönhengstgau (um Mährisch-Trübau) zeigt die Sommerküche im Hause, die Winterküche in der Kammer neben der Stube. Abb. 12 eines deutschen Ansiedlerhauses in der Bukowina gibt Ähnliches.

e) Rauchabzug.

So lange der Wohnraum keine Decke, als das Dach über sich hatte, genügten Löcher in der Dachdeckung oder im Giebel, wenn nicht schon die Art der Eindeckung die Abströmung des Rauches durch die Fugen erlaubte.

*) Ka indl: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXVIII, S. 239.

Die unmittelbar über dem Feuer befindliche Abzugsöffnung war, wie wir gesehen haben, des Windes halber sehr gefährlich; erst die Herstellung eines besonderen Vorraumes zur Sammlung des Rauches der Rauchstube schuf Abhilfe. Als das offene Feuer in das Vorhaus gebracht wurde, war die Gefahr des Windeinblasens durch die Haustüre und die Rauchabzugsöffnung wieder neu aufgetaucht.

Der Bauer hat sich vielleicht aus diesen Gründen stets gegen den Schlot über dem offenen Feuer ablehnend verhalten, sowohl wegen der Feuersgefahr, als auch des Zurückblasens des Rauches. Außerdem hat der Rauch ganz vorzügliche Eigenschaften, die man gerne ausnützt. Ein Haus, dessen Dachraum mit Rauch erfüllt ist, wird im Winter in behaglicher Wärme erhalten, das Bauholz wird ausgezeichnet konserviert, das Viehfutter antiseptisch gereinigt und manches Ungeziefer vertrieben. Zuletzt und nicht am schlechtesten war die durch Räucherung mögliche Herstellung des haltbaren und wohlschmeckenden Rauchfleisches und Speckes, welches nur durch langes und schwaches Beräuchern den richtigen Geschmack erhält. Daß an durchaus hölzernen Gebäuden auch ohne Schlot, vielmehr eben deswegen nicht leicht ein Brand entstand, ist leicht erklärlich, da sich das offene Feuer in Berührung mit der stets bewegten Luft rasch abkühlt. Gefährlich ist nur die in geschlossenem Zuge gepreßte Flamme. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die seit Jahrhunderten betriebene Einführung des Rauchschlotes noch immer weit aussteht.

Der Rauchabzug ist verschiedenartig eingerichtet, je nachdem er von der Rauchstube, Rauchküche, dem Vorhause oder vom geschlossenen Sparherde aus geschieht.

In der Rauchstube sammelt sich der Rauch an der Decke und endet gegen unten nach ähnlichen Grundsätzen wie der Wasserspiegel nach oben fast scharf abgeschnitten in einer Ebene mit der Höhe der Abzugsöffnung in der Wand gegen das Vorhaus, gewöhnlich über der Eingangstür zur Stube. Tafeln: Kärnten Nr. 4, 5 und 6, T.-T. III, Abb. 8 bis 11, T.-Abb. 23 aus Kärnten, 25 aus der Bukowina.*) In der Bukowina läßt man den Rauch aus der Stube bei niederen Gemächern durch ein Loch unmittelbar in den Dachboden abziehen, ebenso in der Gottschee (s. Tafel Krain Nr. 1, 6. Abb.).

Im südlichen und im nordwestlichen Teile von Niederösterreich, in der östlichen Mittelsteiermark bis an das Gebiet der mittleren Mur, im steirischen Enns- und oberen Murtale, in Oberkärnten, bei Bischoflack in Krain und vereinzelt zu Wallern im Böhmerwalde sind in der Stubenwand zwei Reihen von Fenstern, die oberen etwas kleiner als die unteren und zwar gegeneinander versetzt, angebracht (siehe auch S. 120), die sowohl zum Erleuchten, als auch zum Rauchabzug aus der Rauchstube dienen sollen, wenn das andere Mittel dafür, das gleichzeitig auch vorhandene Loch in der Wand gegen das Vorhaus nicht genügen sollte, Tafel Steiermark Nr. 8, Haus Nr. 48. Nach Bünker**) werden sie zum Rauchabzuge nicht verwendet, wenn er auch diese Absicht vermutet, was ganz gut möglich ist, während sie doch auch zur Beleuchtung dienen sollen, da sie in der Regel Glasscheiben haben.

An vielen Häusern der nördlichen Steiermark findet man noch häufig in der Stubenwand außen eine schräg nach oben ins Freie führende Röhre, zweifellos zur Rauchabführung bestimmt, Tafel Steiermark Nr. 6, Ausgedinghaus in der Ramsau.***) Dies läßt wohl auch vermuten, daß die obere

*) Kaendl, „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXVIII, S. 246, Nr. 180.

**) „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXVII, S. 174.

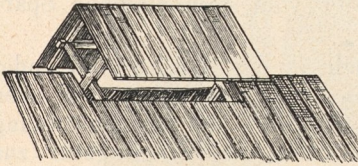
***) Auch bei J. R. Bünker, „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXVII, S. 165.

Fensterreihe nicht allein zur Rauchableitung, sondern auch zur Beleuchtung dienen mußte, da man die Rauchröhre doch beliebig groß machen konnte.

Der Rauch strömt sowohl bei Rauchstuben, als auch bei geschlossenen Öfen und aus den Backöfen und Kesselherden in das Vorhaus, auch „Haus“, „Lab'n“ genannt. Die weitere Ableitung von hier ist wieder in mehrfacher Weise üblich. Oft mußte er einfach durch die geöffnete Türe abziehen, wie es in einfachen Fällen, so im Karste, in Ober-Ungarn, sogar noch in Krain geschieht, oder es ist in der Außenwand des Vorhauses dazu ein Loch gelassen, einzeln in Gröden, öfter noch im italienischen Tirol. Wenn das Vorhaus ganz oder teilweise keine Decke hat, so verbreitet sich der Rauch im Dachraume oder einem abgetrennten Teile desselben und der Abzug ins Freie erfolgt durch die Ritzen der Eindeckung auch ohne Vorrichtung. Bei den ungarischen Slowaken ist im Firste ein Loch gelassen, welches mit einem Dächlein überdeckt ist, T.-Abb. 36. Im kroatischen Karste, in Bosnien und der Herzegowina geschieht der Rauchabzug manchmal auch durch ein Loch im Firste, dessen Deckel mit Zug von unten zu stellen ist, bei schönem Wetter offen und sonst so lange geschlossen bleibt, bis der Rauch zu dicht wird.

Beim Hause Nr. 48, Tafel Steiermark Nr. 8 ist im Dache durch Aufhebung mehrerer Schindel ein Loch zum Rauchabzug geschaffen worden, was übrigens auch bei Huzulen und Slowaken vorkommt. Im Gebiete des Bosnaflusses und auch bei den Häudörflern, westlich von Kremnitz sind zum selben Zwecke im oberen Teile des Daches Öffnungen in Gestalt von Dachfenstern (Froschmäulern) angebracht, wo zugleich durch das Überstehen der Eindeckung das Einregnen verhindert wird.

Abb. 36.



Rauchdächlein.

An manchen Orten sind im Giebel die obersten Teile der Verschalung weggelassen, oder in der Verschalung Löcher eingeschnitten, stets zur Verfolgung des obigen Zweckes. Im südwestlichen Niederösterreich, bei Schwarzenbach a. d. Pielach ist dort, wo noch kein Rauchschlot besteht, die Giebelschalung wagrecht in zwei Teile geteilt, deren oberer gegen den unteren vorsteht, so daß der Rauch zwischen beiden heraustreten kann, ohne daß ein Einregnen möglich ist, eine Einrichtung, die in Niederösterreich gegenwärtig vielleicht schon aufgegeben ist. An Almhütten im Bregenzerwalde in Vorarlberg ist auf der windstillen Seite des Daches unter dem Firste ein Loch gelassen, während die Dachfläche der anderen Seite auf die Länge dieses Loches etwas über den First hinausreicht.*)

Eine eigentümliche Art des Rauchabzuges ist im Flachlande von Salzburg, sowie im benachbarten Bayern üblich, wovon Tafel Salzburg Nr. 3 eine Darstellung gibt. Das Haus ist zweigeschossig, die Küche („Haus“) geht ohne Zwischendecke durch beide Geschosse und ist auf dem Dachboden mit einem Holzgitter abgedeckt, so daß der in den Dachboden einströmende Rauch (selbstverständlich nur von Holzbrand) das denselben erfüllende Viehfutter vollständig durchdringt.**)

Den gleichen Zweck verfolgt man in Vorarlberg durch eine Zweigleitung vom Rauchschlot, wie auf Tafel Vorarlberg Nr. 1 zu ersehen ist. Der trichterförmige Schlot steht über dem Herde und geht im Obergeschosse einfach mitten durch das Vorhaus. Von dort ist seitwärts eine kleinere Röhre

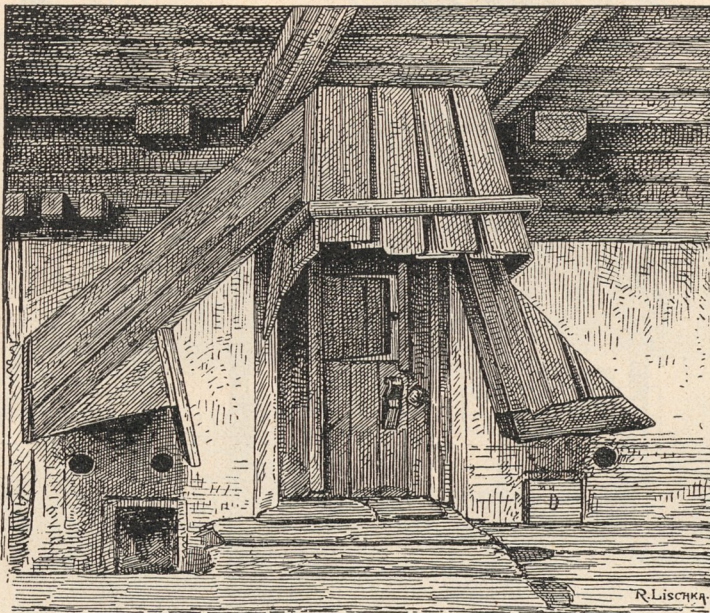
*) Modell im Museum für österreichische Volkskunde.

***) Eingehender in Eigl, Charakteristik, behandelt.

abgezweigt, welche Rauch in das im Bodenraume gelagerte Futter leitet. Es wird behauptet, daß solches geräucherte Futter von den Tieren gerne gefressen wird und ihnen sehr wohlbekommen soll, was wegen der antiseptischen Eigenschaften des Holzrauches nicht unwahrscheinlich ist. Man hat aber diese Räucherung des Futters schon vielfach aufgegeben, indem man den oberen Teil der Küche nach Art eines Trichters durch eine Verschalung zusammengezogen und ein Rohr über Dach geführt hat.

Bis jetzt lernten wir Einrichtungen kennen, wo der Rauch ohne besondere Einschränkung auf irgend eine Weise durch das Haus ins Freie zog. Neben den berührten Vorteilen gibt es aber dabei auch zahlreiche Nachteile. Der Rauch durchzieht alle oberen Räume des Hauses und macht sie fast für alle Zwecke untauglich, ist sehr lästig und auch gefährlich. Bei starkem Winde werden bei jeder Öffnung der äußeren Türe die Rauchmassen

Abb. 37.



Holzschlote in Kärnten.

auch im Erdgeschoße durcheinander gewirbelt und in jeden Raum hineingetrieben, so daß der Bauer, so unangenehm ihm dies im Winter ist, die Fenster öffnen mußte. Besonders war Abhilfe zu treffen, sobald man das Obergeschoß zum wohnen benützen wollte. Man suchte den Rauch daher möglichst nahe der Entstehung zusammenzufassen und über Dach zu führen.

In der Rauchstube läßt man den Rauch ruhig stehen, da er hier wenig gestört wird und derselbe muß auf eine der vorhin geschilderten Arten abziehen. Oberhalb der Eingangstüre ist ein verschließbares Loch zur Abführung nach dem Vorhause. T.-Abb. 37*) und Tafel Kärnten Nr. 6 (im Grundrisse) stellen die Schlotanlagen aus Kärntner Rauchstubenhäusern dar. Unmittelbar bei dem Austritte des Rauches in das Vorhaus ist über der Öffnung ein

*) Bünker: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXXII, S. 67.

Trichter aus Holz angebracht, der in einen bis über Dach reichenden größeren, gleichfalls hölzernen Schlot mündet.

T.-Abb. 38 bis 41 geben Beispiele aus Salzburg, welche zwar nicht typisch sind, doch immerhin einen Übergang von der zwanglosen zur durchaus geschlossenen Rauchführung vermitteln.*)

Der Rauchabzug von den in den Karpathen vorkommenden Herdöfen ist bereits S. 126 besprochen worden. Der Rauchmantel besteht aus verschiedenen Baustoffen. Das Rauchrohr mündet fast stets nur in den Dachboden-

Abb. 38.

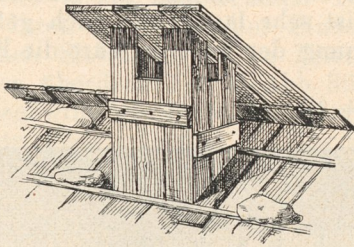


Abb. 39.

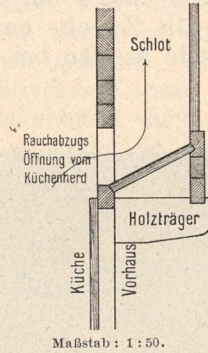


Abb. 40.

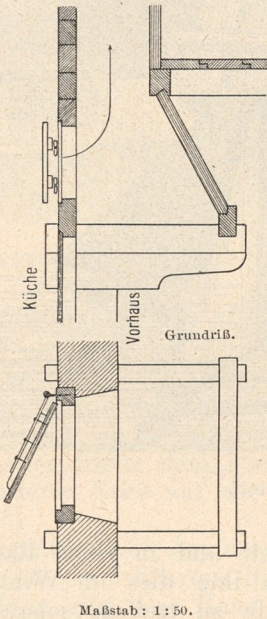
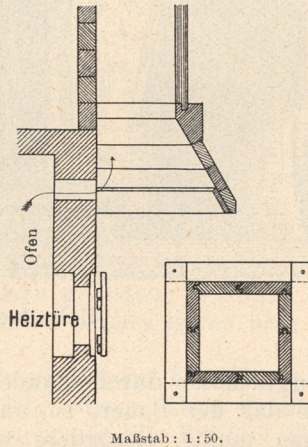


Abb. 41.



Holzschlote in Salzburg.

raum aus, um dem Einblasen des Windes zu entgehen und auch, weil das Durchdringen des Schlotes durch die Dachfläche dem Bauer große bauliche Hindernisse bereitet.

Einfach ist der Rauchabzug in den noch sehr häufigen Rauchküchen des südlichen, gebirgigen Niederösterreichs. In der Küche, bezw. dem Vorhause, welches als solche dient, sammelt sich an der Decke der Rauch des offenen Herdes und des Zimmerofens. Der Abzug erfolgt durch eine kurze,

*) Eigl: Salzburger Gebirgshaus, Fig. 50 bis 54.

30 cm weite Röhre mit unterem kurzem Trichter, ganz aus Holzdielen, welche in der dem Herde gegenüberliegenden Ecke einfach durch die Dachdeckung ins Freie geht. Man hat dabei im Auge, daß der einfallende Regen nicht auf den Herd trifft und hauptsächlich, daß der quer unter der Decke strömende Rauch durch das dort aufgehängte Fleisch zieht, T.-Tafel V, Abb. 4 und 5. Man findet diese Art Rauchableitung auch in den benachbarten Alpenländern.

Die Schlote für die bisher beschriebenen Heizungen waren bis vor kurzem nicht gemauert, offenbar wegen baulicher Schwierigkeiten und anderen Umständen. Man machte sie aus mit Lehm beschlagenem Flechtwerke, aus Dielen ohne oder mit einem leichten Holzgerippe oder Fachwerk mit Verflechtung. Die Dielen sind öfter außen berohrt und verputzt, um den Schein von Mauerwerk hervorzurufen. Die geflochtenen Rohre gehören den östlichen Ländern und Kroatien, die Dielenschlote den Alpen, die Fachwerkschlote dem nordöstlichen Böhmen an.

Abb. 42.



Bauernhaus im Alföld in Ungarn mit Holzschlot.

Eine genaue Angabe, wo die einzelnen Schlotgattungen vorkommen, läßt sich nicht machen. In manchen Gegenden kommen mehrere Spielarten vor, dann stellenweise wieder hier nur hölzerne, dort gemauerte. Im Weberhäuschen zu Krombach, Tafel Böhmen Nr. 12 wird der Rauch vom Kochofen der Wohnstube in einen im Vorhause stehenden Holzschlot geleitet, der in S-Form durch den Dachraum über den First geht.

Sehr stattliche Rauchschlote gibt es manchmal in Kroatien. Nach Tafel Kroatien Nr. 1 sind sie sehr geräumig, trichterförmig, bestehen aus einem Gerüste mit lehmbeschlagenen Flechtwerke verkleidet, welches mit Lehm eben verputzt und außen mit Brettschindeln abgedeckt ist. Sie sitzen über dem Herde auf Sparren und Wechselln des Daches, unten öfter von der Weite der Küche, die dann keine Decke hat. Oben sind sie mit einem

Dächlein abgedeckt, welches meist einen verzierten Aufsatz trägt. Auch in Böhmen sind derartige Anlagen üblich, doch aus Holz hergestellt. Tafel Böhmen Nr. 9, mittlere Abbildung läßt die obere Endung sehen.

Ähnlich, doch einfach sind derlei im Alfölde zwischen der Donau und Theiß in Ungarn teilweise noch bestehende Schlote aus einem auf dem Dache über der deckenlosen Küche aufsitzenden, nach oben sich verengenden, mit Schindeln verkleideten Gerippe aus Hölzern. Oben sitzt ein Dächlein, seitwärts sind vier oder auch nur zwei Öffnungen mit Klappen, welche durch Drahtzüge von unten aus gegen die herrschende Windrichtung geschlossen werden können, T.-Abb. 42.

Die solideste und sicherste Rauchableitung sind gemauerte Schlote, für offene Herde gut anwendbar, für Sparherde unbedingt nötig. Die steten Maßnahmen der Behörden, die hohen Versicherungsbeträge für nicht gemauerte Schlote und die allmähliche Einführung der Sparherde hat den gemauerten auch außer den Städten und Märkten zu großer Verbreitung verholfen. Wie in diesen, hatte man auf dem Lande zuerst nur schließbare Röhren, macht jedoch bei Neubauten für Sparherde jetzt nur mehr enge Schlote. Mit dem Schlote wird dann auch mindestens die Küche gemauert. In Tafel Steiermark Nr. 7 sieht man eine später gemachte Anlage eines gemauerten Schlotens, der einfach außen an das zweigeschossige Haus angelehnt wurde. T.-Abb. 33, bringt ein kleines Haus aus Urgesbach (S. 134), wo nur Herd und Schlot gemauert sind. Die großen Rauchschlote im südlichen Küstenlande und weiter westlich wie auf Tafel Küstenland Nr. 1 abgebildet, sind S. 135 beschrieben.

Einen Bestandteil vieler Rauchableitungen bildet der Rauchmantel, der eigentlich für sich Rauchfang heißen sollte. Seine Aufgabe ist, den aufsteigenden Rauch vor der Ausbreitung zu sammeln und dem Schlote zuzuführen. In den Karpathen sind die Rauchmäntel klein, unsere Rauchmäntel jedoch nehmen meist einen größeren Teil der Küche ein, obwohl erst über Manneshöhe beginnend, von wo sie sich bis auf den Schlot zusammenziehen. Sie stammen offenbar von den gemauerten Kaminmänteln in mittelalterlichen Burgen, von wo sie über Stadt und Markt, doch erst in später Zeit und nur im Westen und in den italienisch beeinflussten Ländern Eingang gefunden haben.

Der Mantel war zuerst aus Flechtwerk, dann auch aus Holzbrettern, beide mit Lehm beschlagen, ist jetzt zumeist aus Mauerwerk, welches auf dem „Mantelbaum“ sitzt, der beiderseits auf Mauern aufrucht, oder wenn er eine freie Ecke bildet, an der Dæcke durch eine Eisenstange aufgehängt ist. Die allseits bekannte Anlage im fränkischen Hause ist hier nicht abgebildet.

Erwähnenswert ist die auf T.-Abb. 32 vorgeführte Schlotanlage im nordwestlichen Schlesien, wo die kleine Küche eigentlich ein gemauerter Rauchmantel ist. Sie erinnert an die burgartigen Küchen S. 135. Bei Blockwerkhäusern ist dieser Teil allein gemauert, so daß bei Bränden nur der Schlot mit seinen zwei Stützen die Hausstelle bezeichnet.

Der Schlot aus Holz oder Mauerwerk wird meist abgedeckt und nur seitliche Öffnungen gelassen. Es geschieht dies zwar hauptsächlich wegen des Einregens, ebenso aber auch wegen Einblasens des Windes. In unseren Alpenländern ist die in der Westschweiz übliche Anwendung der von unten stellbaren wagrechten Klappen an der oberen Ausmündung selten, doch wird hier nicht die feste Abdeckung fehlen, welche das Eindringen des von oben herabstürmenden Föhns zu verhindern hat.

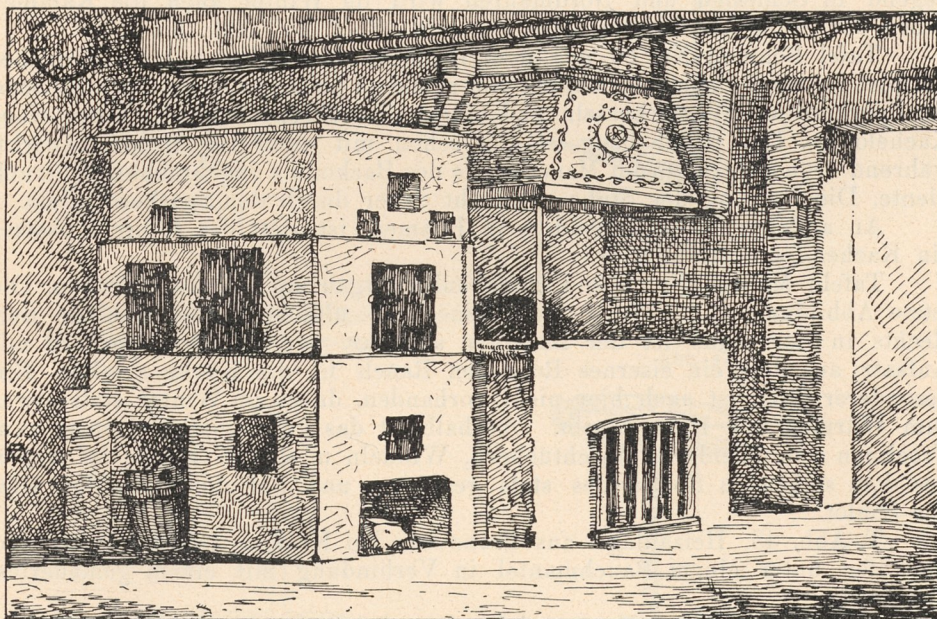
Wie schon erwähnt, benützt der Bauer den Rauch des Holzfeuers zum Konservieren des Fleisches, dieser unbewußten Verwendung eines antiseptischen Stoffes seit unvordenklicher Zeit. Einst hing das Fleisch offen an wagrechten Stangen in der Rauchstube oder im Vorhause hoch oben. Bei Einführung

der Küche wanderte dasselbe nach dorthin, wo der Rauch durchziehen mußte (Tafel Kärnten Nr. 9 mit zwei Fleischselchen in den Küchen). Bei den gemauerten Trichterküchen und den zweigeschossigen Küchen in Salzburg hängt es im oberen Teile. In neuerer Zeit ist durch die geschlossene Abführung des Rauches und insbesondere durch die Verbrennung von Steinkohle der Küchenrauch nicht mehr für den obigen Zweck verwendbar. Man hat deshalb, wenn auch nur in größeren Wirtschaften, eigene Räume zum Räuchern mit Reisig, Stroh und dergleichen eingerichtet.

f) Entwicklung der Heizanlagen.

Wir haben somit die sämtlichen im Bauernhause entstandenen Heiz- und Kochanlagen bis zum modernen Sparherd, und zwar den offenen Herd,

Abb. 43.



Heizungsanlage in Bronovice bei Krakau.

Backofen und Heizofen kennen gelernt und wollen dieselben nun im Zusammenhange, sowie auch den neueren Zustand in Betracht ziehen.

Der offene Herd war früher und ist noch oft im Wohnraume, meistens in der Küche, zu finden. Der Backofen steht gleichfalls manchmal noch in der Wohnstube, von dort zu beschicken und dort rauchend, zumeist jedoch von Vorhaus oder Küche aus, wenn auch in die Stube hineinragend. Der Heizofen in der Stube wird nur von draußen geheizt und raucht auch dort hin. Oft ersetzt er den Backofen.

Unter den einfachsten Verhältnissen, in der Bukowina, wo öfter noch kein Backofen besteht, ist nur der offene Herd, und zwar in der Stube vorhanden, in besseren Verhältnissen, wie in Kärnten und Steiermark, ist in der Rauchstube nebst dem offenen Herde noch der Backofen, beide innen rauchend. Dagegen besteht dort seit geraumer Zeit schon ein besonderes Ofengemach.

Die nächste Verbesserung hatte die Aufstellung des von außen zu heizenden Ofens, oft auch Backofens in der Stube mit dem offenen Herde in Vorhaus oder Küche zur Folge, bis vor kurzem der fast allgemeine Stand in den vorgeschritteneren Ländern.

Der Sparherd, welcher sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf dem Lande langsam Bahn bricht, hat zu einer Einrichtung geführt, welche bis jetzt weite Verbreitung gefunden hat und, wie es scheint, für mittlere Verhältnisse fast allgemein werden dürfte. Man setzt den Backofen vollständig in die Küche oder einen anderen Raum und benützt die Küche für den Sommer.

Im Winter kocht man entweder von der Küche aus im Stubenofen und erwärmt damit auch die Stube oder man setzt in die Stube einen Sparherd, der auch dort geheizt wird.

In einfacheren Verhältnissen ist die Sparherdeinrichtung auch von der Stube aus im Ofen angebracht. Es kommt übrigens auch noch oft vor, daß Back- und Heizofen und Sparherd in der Stube stehen. In der Waldhufengegend in Schlesien und Nordmähren wird im Winter auch die Kammer neben der Stube zur Winterküche gemacht. (T.-T. IV, Abb. 5.)

Tafel Böhmen Nr. 16 aus dem Böhmerwalde ist auch ein lehrreiches Beispiel. In der Stubenecke steht der von außen zu heizende Backofen, anstoßend der Sparherd mit Wasserkesseln und einem Bratröhrenaufsatz in Form eines Kachelofens. Der Rauchabzug ist hier schon mit einer Blechröhre bewirkt, während früher dazu ein im Mauerwerke des Backofens angebrachter Schlauch diente. Die Heizung der Stube geschieht daher durch den Sparherd allein.

An anderen Orten, besonders in Böhmen, ist statt des Röhrenaufsatzes ein Kachelofen vorhanden.*)

Tafeln Mähren Nr. 1 und 2, Schönhengstgau um Mährisch-Trübau. Die letzte Abbildung auf Tafel 1 stellt eine dort übliche Heizungsanlage dar. Rechts in der Stube ist der Backofen sichtbar, vor ihm der Sparherd mit Aufsatz, aus dem ein eisernes Rohr den Rauch in die Küche ableitet. Ein besonderer Ofen ist auch hier nicht vorhanden, da es im Winter stets etwas zum Wärmen und Kochen gibt. Oberhalb ist das gewöhnliche Gerüste zum Trocknen von Kleidern, Wischtüchern, Windeln u. a. Die Küche ist wegen des dort stehenden Sparherdes stets gemauert und auf dem Gewölbe sitzt der Schlot.

T.-Abb. 43, Heizanlage aus Bronovice bei Krakau. Offener Herd und Backofen unter einem Rauchmantel in Verbindung mit einem gemauerten Sparherd.

Aus Tafel Galizien Nr. 1 ersieht man, daß in den bescheidenen Häusern von Neumarkt bei Zakopane schon überall Sparherde sind.

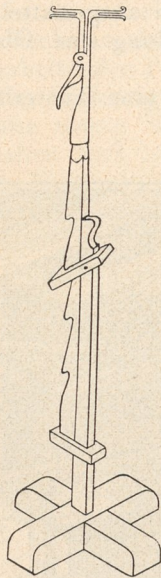
g) Künstliche Beleuchtung.

Zur Erhellung der Wohnräume des Bauernhauses nachts, einst in Ermanglung von Glasfenstern im ganzen Winter auch bei Tage und überhaupt bei trüber Zeit diente das offene Herdfeuer. In der warmen Zeit war eine eigene Erleuchtung kaum nötig. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts und einzeln bis in unsere Zeit wurden auf dem Lande noch in vielen abseits vom Verkehr gelegenen Gegenden zur besonderen Beleuchtung Holzspäne verwendet. Wir wissen, daß dies im südlichen und nordwestlichen Niederösterreich, im gebirgigen Steiermark, in Oberkärnten, im Böhmerwalde, in der Gottschee

*) Mitteilung von J. Schramek in Freijung bei Winterberg.

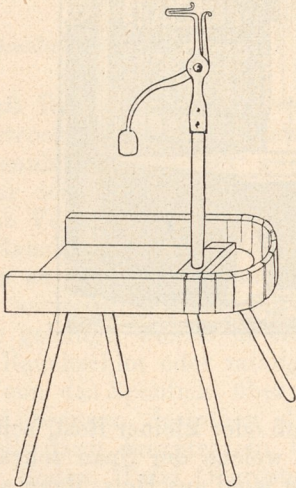
noch vor kurzem, stellenweise weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts, nicht nur in Küchen, sondern vereinzelt noch in der Stube der Fall war und können mit Sicherheit voraussetzen, daß in den Karpathen nur das Herdfeuer leuchtete. Auch im Deutschen Reiche war das Spanlicht weit verbreitet,

Abb. 44.



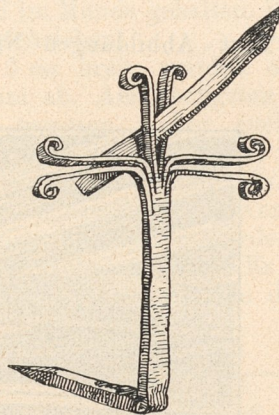
Stellbare Spanleuchte auf Zahnstange mit Federklemmung.

Abb. 45.



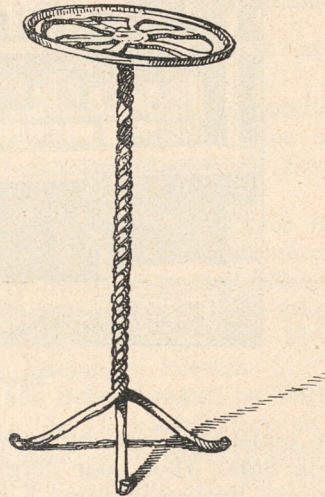
Spanleuchte mit Gewichtsklemmung und Funkenboden.

Abb. 46.



Mehrfache Spanleuchte.

Abb. 47.



Stehleuchte aus Eisen.

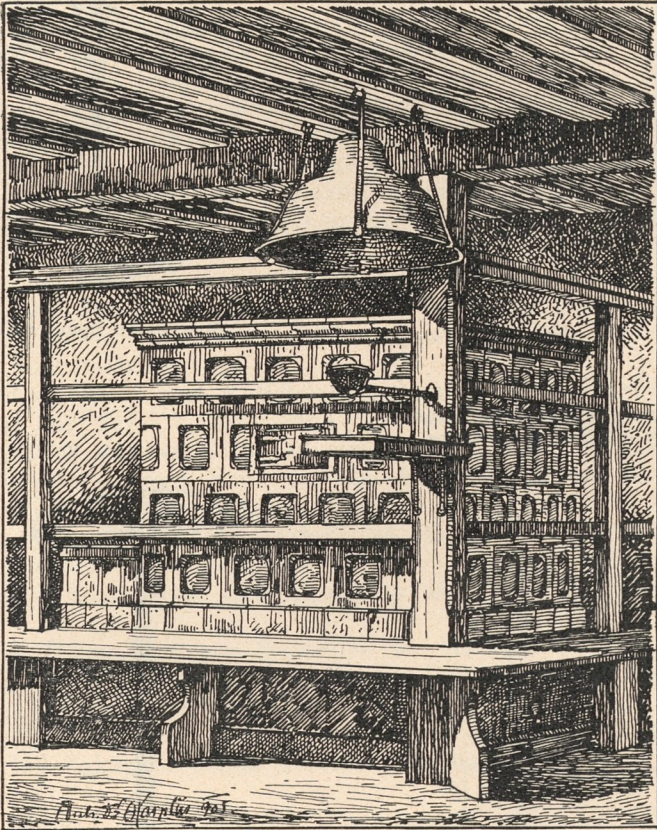
denn nur die Museen des Mittel- und Unterrheins haben keine Spanlichtträger, obwohl es auch dort gewesen war.

In Sennhütten, dann bei Backöfen, wo Kerzen der strahlenden Wärme und Petroleum seiner Gefährlichkeit halber nicht gerne verwendet werden,

wird das Spanlicht noch längere Zeit Dienste tun. Zahlreich finden wir noch die dazu dienenden Vorrichtungen, die äußerst mannigfaltig gestalteten Spanhalter oder Spanleuchten, die dazu dienenden Nischen mit Abzugschlotten in den gemauerten Wänden nebst vielen anderen Beleuchtungsgegenständen in den Gerümpelkammern oder auf den Dachböden der Bauernhäuser als „Altertümer“ und am häufigsten in volkskundlichen Museen. Am besten damit ist das Museum für österreichische Volkskunde in Wien ausgestattet, sowohl mit eigenen Stücken als besonders durch die Sammlung des Oberstleutnants Benesch.

Die Text-Abbildungen Nr. 44—52 bringen eine Auswahl von Spanleuchten.

Abb. 48.



Egerer Spanleuchte.

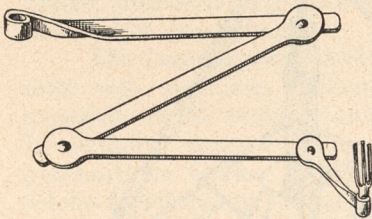
Die einfachste Vorrichtung war ein Dreifuß oder kleiner Rost, schließlich irgend ein Stück Holz oder dergleichen, auf welche der Span schräge aufgelegt wurde. Bequemer waren Klemmen, zuerst wohl aus Holz, dann aber allgemein aus Eisen, welche auf einen höheren oder niederen hölzernen oder eisernen Ständer befestigt waren, je nachdem die Aufstellung auf dem Fußboden, Tisch oder Backofen geschah. Statt die Späne einzuklemmen, legte man sie auf Blechscheiben mit oder ohne aufgenietete Bügel, gleichsam kleinen Feuerrossen, in Niederösterreich Keanleuchtenrost genannt,*) oder

*) Mitteilung E. Frisch auf in Eggenburg.

versah die oberwähnte Blechscheibe statt des Bügels mit Löchern, nahm auch dazu ein Gitterwerk aus Eisenstäben mit oder ohne Drahteflechtung, alles, um dem Spane Luft von unten zuzuführen. Diese Scheiben oder Gitter ruhen auf kurzen Füßen, langen Säulchen oder hängen auch mittels Kettchen an der Decke gleich einer Wagschale. Diese Stiel- und Hängleuchten fanden sich besonders häufig im südlichen gebirgigen Niederösterreich. Der Span wird auch einfach in irgend eine Fuge in einer Wand oder im Ofen gesteckt, unterhalb der Decke an einer wagrechten Stange drehbar angebracht, schließlich auch von der arbeitenden Person vorübergehend im Munde gehalten. Rosegger hat seine ersten Dichtungen bei Spanlicht geschrieben.

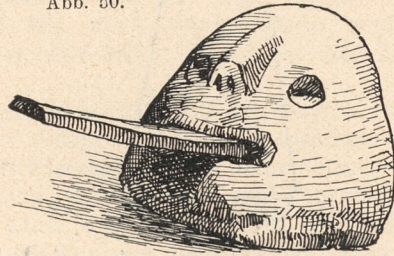
Die Späne waren bis 1 m lang, 2 bis 3 cm breit, wurden annähernd wagrecht gehalten und brannten dann langsam ab. Am häufigsten ist wohl Buchen- und Fichtenholz in Verwendung gewesen, aber auch andere Holzarten. Das stark qualmende Föhren-, bezw. Kienholz (Kean) war ohne Rauchabzug nicht gut zu gebrauchen, wenn es auch eine helle Flamme gab. Kurze dicke, auch aufrecht stehende Stückchen brennen wie Kerzen, tun daher beim Backen und in Küchen gute Dienste. Die Späne wurden einfach mit dem Messer oder auch mittels eines eigenen Hobels erzeugt. Es war dies neben dem Brennholzvorbereiten eine Arbeit in Zeiten, wenn in der Land-

Abb. 49.



Drehbare Spanleuchte.

Abb. 50.



Spanleuchte in einem Kopfe.

wirtschaft Ruhe eingetreten war. Die Späne mußten selbstverständlich aufs beste getrocknet sein, daher stets ein Vorrat davon auf dem Ofen oder mit dem Brennholze auch auf zwei an der Decke aufgehängenen Stangen in der Nähe des Ofens getrocknet wurden.*)

Die Verbrennung der Späne verursachte im Laufe der Zeit beträchtlichen Rauch, welcher endlich die ganze Decke mit Ruß überziehen mußte. Um dies zu vermeiden, wurden über das Spanlicht entweder hölzerne oder eiserne, auch geflochtene, mit Lehm beschlagene und geweißte umgekehrte Trichter gehängt, welche in Röhren übergingen, die den Rauch über Dach, in den Rauchsclot oder mindestens in den Dachraum leiteten.

Wenn das Spanlicht über einem hölzernen Boden brennt, ist Vorkehrung gegen Anbrennen desselben durch Abfallen der Glutstückchen zu treffen. Man stellt dann darunter ein Gefäß mit Wasser oder eine Holzmulde mit starkem Boden, Tafel Oberösterreich Nr. 5 und T.-Abb. Nr. 45. Diese Einrichtung ist auch in Steiermark und Tirol zu finden.

Es sollen nun die Vorrichtungen zum Halten der Späne, soweit es nötig erscheint, näher ins Auge gefaßt werden. In Krain wurde oft ein jüngerer Dienstbote, ein Junge dazu bestimmt, zwei brennende Späne in der Hand zu halten und durch gegenseitiges Abstreifen den guten Brand derselben zu be-

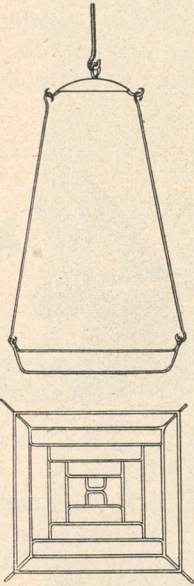
*) J. R. B ü n k e r: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXXII, 36.

fördern. *) Sonst aber sind meist eigene Ständer oder Hängevorrichtungen gebräuchlich.

Die Klemmung des Spanes geschieht entweder mit fester Kluppe, durch Gewicht oder Federdruck. Für tragbare Leuchten sind Holz- oder Eisenständer mit dreiseitigem Fuße oder Fußbrett vorhanden. Der Ständer ist entweder in fester Länge oder durch Zahnstange in der Höhe verstellbar, wie in Oberösterreich, Steiermark und Nordböhmen.

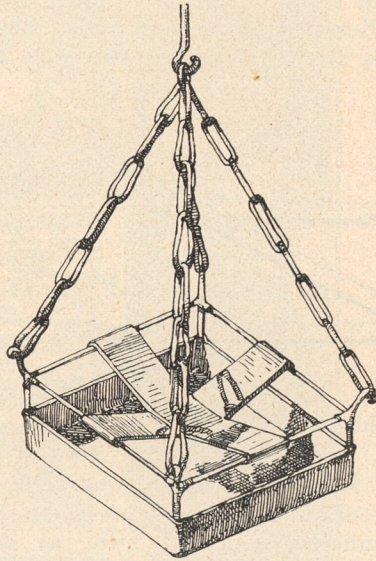
T.-Abb. Nr. 51 und 52 zeigen uns eiserne Hängeleuchten, **) welche den vorerwähnten Schlot über sich hatten. In Tafel Ungarn Nr. 2 sieht man in den einzelnen Abbildungen ein hängendes Spanlicht in der Stube mit Trichter und darüber kleinem Schlot bis über Dach, in der Stube aus Holz, oberhalb aus stehenden Ziegeln. Im Schlote ist quer ein Eisendraht zur Anhängung des Spanlichtes eingezogen oder unten eine Blechscheibe mit aufgenietetem Bügel

Abb. 51.



Hängeleuchte aus Gittereisen.

Abb. 52.



Hängeleuchte aus Flacheisen.

zum Auflegen des Spanes angehängt. Wenn das Spanlicht nicht benützt wurde, konnte man das Ableitungsrohr durch einen Schieber abschließen. ***) Diese Einrichtungen waren in Niederösterreich, südlich und nördlich der Donau, und bei den Heanzen in Ungarn im Gebrauche.

In Tirol und Oberkärnten hatte man mitten in der Stube an der Decke einen wagrecht drehbaren, doppelarmigen Holzstab befestigt, an dessen Enden Leuchtspäne aufgesteckt wurden. Durch eine Zahnstange in der Aufhängung war Höher- und Tieferstellung möglich. T.-Abb. 49 bringt einen dreh- und streckbaren Arm als Träger für einen Leuchtspan, an eine Wand oder an das Ofengestelle zu befestigen. In Oberösterreich hatte man Köpfe aus gebranntem Ton (T.-Abb. 50), in dessen breites Maul der Leuchtspan nach beliebiger

*) Mitt. v. Alphons Müller.

**) Aus dem Mödlinger Museum.

***) J. R. Bünker: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXV, S. 135.

Richtung eingesteckt werden konnte. Statt der Köpfe verwendete man auch bloß Stücke aus gebranntem Ton oder aus Stein mit Loch zum Einstecken des Spanes.

Eine besondere Einrichtung war im Egerlande zuhause. In den von Sebastian Grüner 1820 für Goethe auf dessen Wunsch gefertigten Bildern über das Volksleben im Egerlande*) sind u. a. auch zwei Stuben dargestellt, wo sich in einer Ecke der grüne Kachelofen mit dem ihn umgebenden Holzgerüste befindet. In der äußersten Ecke desselben ist an einem Stiele ein Körbchen aus Eisenstäben mit einem Roste befestigt. Oberhalb ist ein blechener Trichter angebracht, welcher den Rauch in den Dachraum leitet. T.-Abb. 48 zeigt uns eine solche Leuchte.***) In dem Körbchen wurden ursprünglich Holzspäne, im vorigen Jahrhundert merkwürdigerweise Falkenauer Steinkohlen zum Leuchten verbrannt, welche die besondere Eignung dazu besaßen. Die Schlotte waren ursprünglich aus Holz, im 18. Jahrhunderte aus Flechtwerk mit Lehmbeschlag von 2 m Umfang, später aus Ziegeln gemauert, endlich aus Ton gebrannt und dann mit Buckeln verziert. Zu Goethes Zeit kamen dann die Blechtrichter in Aufnahme. Selbstverständlich mußten diese ziemlich schweren Schlotte entsprechend an der Decke angehängt werden. Ähnliche Einrichtungen gab es im ganzen deutschen Nordwestböhmen.

Geschickt hat man auch zur Beleuchtung am Herde einen Spanlichtträger auf einem Feuerrosse angebracht (T.-Abb. 21). Endlich gab es auch Spanleuchten für zwei oder mehrere Späne in gleicher oder verschiedener Höhe, also schon Spanlichtcluster (T.-Abb. 46), auch steckte man mehrere Späne, büschelförmig auseinandergehend, in eine Hülse, gleichsam eine Spanlichtfackel darstellend.

Die Leuchtpäne wurden aber noch in anderer Weise verwendet, indem man mit mehreren kürzeren ein kleines Feuer machte, auf welchem man zugleich etwas wärmen oder auch kochen konnte, welche Einrichtung man Leuchtherd nannte. Man verwendete dazu dann nicht mehr regelmäßig geschnittene Späne, sondern überhaupt klein gemachtes Holz. Man findet solche Leuchtherde besonders bei den Nordslawen und auch bei den Magyaren im Gebrauche, obwohl bei den Čechen der Lichtspan nebenher auftritt. Im sächsischen Voigtlande und der Lausitz, ehemals slawischer Boden, waren sie gleichfalls zu finden.

Der Leuchtherd ist ein Postament aus Holz, Stein oder Mauerwerk mit einer Steinplatte in Tischhöhe, welche als Herd dient. Oberhalb hängt ein Trichter mit Abzugröhre nach dem Dachboden oder über Dach. Sehr oft war das Feuer von drei Seiten eingeschlossen und nur gegen das Gemach zu offen. Behufs Wärmens oder Kochens stand ein Dreifuß drinnen.

Es ist klar, daß in Rauchstuben die Rauchableitung für das Spanlicht nirgends vorhanden war.

Im südlichen Niederösterreich, in Oberösterreich, dem Böhmerwalde vielfach, besonders im südlichen Teile, in Mähren, dem unteren slawischen Gailtale in Kärnten, in Krain, Tirol, Vorarlberg, Nordungarn und den kleinen Karpathen sieht man noch, vielfach erhalten, die Wandleuchten. In der Mauer zwischen Stube und Küche ist in der Stube eine Nische ausgespart, aus welcher oben in der Mauer ein kleiner Schlot über Dach oder in den Rauchschlot führt. T.-Abb. 53 bringt eine Wandleuchte aus Oberösterreich***), T.-Abb. 55 im Hintergrunde eine aus Niederösterreich. Eine solche Nische war auch bei Holzhäusern öfter möglich, da die Wand zwischen Stube

*) Haufen: „Beiträge zur deutsch-böhm. Volkskunde“, IV, 1.

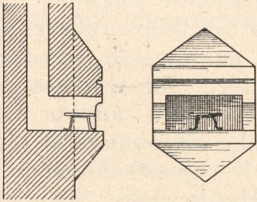
**) Nach Dr. M. Müller in Franzensbad, „Zeitschr. f. öst. Volksk.“, X, S. 48.

***) Linzer Museum.

und Küche wegen des Anstoßens von Herd und Ofen häufig gemauert ist. Im Sommer wurde sie mit einem Deckel verstellt und gegenwärtig dient sie nur zur Aufstellung verschiedener Geräte. Man hieß sie „Sommerleuchte“, im Gegensatz zur später zu erklärenden „Winterleuchte“. Die Späne wurden entweder in eine Mauerfuge gesteckt oder auf einem kleinen Dreifuße verbrannt. Auch hier konnte man auf einem kleinen Feuer Flüssigkeiten in Gefäßen wärmen.

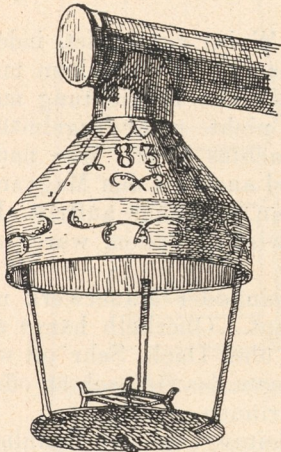
Im Böhmerwalde sind diese Nischen als „Keanleuchten“ bekannt und von den eben beschriebenen nur wenig verschieden. Auf Tafel Böhmen Nr. 16 ist eine dort typische Art dargestellt.*)

Abb. 53.



Maßstab: 1 : 50.
Wandleuchte.

Abb. 54.



Winterleuchte.

Die Nische hat in der Stube am oberen Rande einen Vorhang aus Dachziegeln oder einer Steinplatte, um den Rauch nicht einzulassen. Dieser ist gezwungen, durch ein Loch an der Küchen-seite im oberen Teil der Nische nach der Küche zu entweichen. Auch hier ist die Nische manchmal mit Gesimsen umgeben, wie in T.-Abb. 67 aus einer Mühle in Wallern.

In Tirol und Vorarlberg sind die Wandleuchten unter dem Namen Kemi, Kemich, Kendel (sämtlich auf Kamin zurückzuführen) sehr verbreitet gewesen und wurden auch hier nicht nur zum Leuchten, sondern auch zum Wärmen von Flüssigkeiten verwendet. Im Lechtal geht die Nische bis in den Vorraum durch und es ist dann außen eine Glasscheibe eingesetzt, so daß auch dieser etwas erhellt wird. Ähnlich ist es östlich von Szolnok in Ungarn, wo das Loch zwischen Stube und Küche ohneweiters durchgeht und im selben ein kleines Feuer mit Kienspänen zur Beleuchtung gemacht wird. Sonst ist es mit Holzdeckel geschlossen.

Eine zierliche Wandleuchte aus grünglasierten Kacheln ist in der Gegend von Groß-Meseritsch zuhause.**)

Die Hauptform ist zylindrisch, oben in einen engeren Schlot übergehend, die vordere Seite offen, zur Hälfte in der Wand steckend.

Ähnliche, doch freistehende Leuchten kommen bei den Deutschen in Handlova (Häudörfler) in Nordwestungarn und jenen von Metzenseifen bei Kaschau vor und man nennt sie dann charakteristisch Kochofen,***)

womit der Zweck des Kochens im kleinen Maßstabe auffällig betont wird. Überall ist ein Rauchabzug in der Wand bis in den Schlot oder

in die Küche angebracht.

Manchmal ist der Lichtherd auch in den vorspringenden Ecken des Backofens angebracht, der Ofenbank halber ohnedies ein beliebter Aufenthalt. Es ist dort ein Loch ausgespart, welches bei Tage mit einem Holzdeckel oder einer Kachel in Winkelform geschlossen ist, so bei Kirchschatz im süd-östlichen Niederösterreich,†) im Gömörer Komitate in Ungarn ††) bei Deutschen

*) Mitteilung von J. Schramek in Freijung bei Winterberg.

**) Prager Ethnogr. Ausst. 1895.

***) Mitteilung von Prof. Karl Fuchs in Preßburg.

†) J. R. Bünker: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXVII, 136.

††) Mitteilung von Prof. Karl Fuchs in Preßburg.

und im Egerlande.*) Der Rauchabzug geschieht bei dieser Einrichtung durch eine in der Wand des Backofens ausgesparte Röhre nach dem Vorhause, bezw. der Küche oder in den Schlot.

Eine besonders geformte Leuchtvorrichtung war in Oberösterreich als „Winterleuchte“ verbreitet, T.-Abb. 54. Sie ist vollständig aus Eisen und besteht aus einer Grundplatte, welche, wie früher erwähnt, entweder durchbrochen oder mit einem kleinen „Keanleuchtenrost“, statt dessen auch mit einem Dreifuß versehen ist. Sie hängt an dem großen Trichter zur Rauchableitung, welcher in eine wagrechte nach dem Schlothe oder der Küche führende Röhre übergeht. Der Trichter ist manchmal hübsch verziert. Auch hier kann man mehrere Späne verbrennen und kleine Gefäße erwärmen. Der Name kommt daher, daß sie wegen Wärmeerzeugung im Sommer nicht benützt wird.

Die Verwendung von Fett zur Beleuchtung im bauerlichen Hause geschah auf mehrerlei Weise. T.-Abb. 55

gibt einige Arten derselben. Die älteste ist die „Schmerfunzen“, eine kleine Schale zur Aufnahme des Fettes mit Schnabel für die Einlegung des Dochtes, Stiel, Henkel und Fuß. Als Fett diente zumeist das Unschlitt der geschlachteten Schafe und von Hornvieh, im Notfalle auch Schweineschmalz. Diese Leuchten, meist aus Ton, finden sich fast allgemein im Deutschen Reiche, Norditalien und in ganz Österreich. Rechts davon ist eine solche „Funzen“, einfach aus einem gebrochenen Hafen gemacht, veranschaulicht.

Im Gebirge hatte man noch vor kurzem für den Stall statt der tönernen Leuchte ein ausgehöhltes Stück Holz zur Aufnahme des Unschlittes, dann folgten die vom Bauer selbst durch „Tunken“, d. i. wiederholtes Eintauchen des Dochtes, von dem stets mehrere Stücke an einer Latte hingen, in geschmolzenes Unschlitt (Lichtziehen) hergestellten, hierauf die auch noch vom Bauer gefertigten, in Formen gegossenen Kerzen mit der von ihnen unzertrennlichen Lichtputzschere, vom Bauer freilich öfter durch zwei Finger ersetzt.

Gleichzeitig mit den Kerzen verwendete man Öl zur Beleuchtung, je nachdem es leichter oder schwieriger erreichbar war. Von den südlichen Ländern abgesehen, war es in Ungarn der Raps, bei uns die Leinkerne, außerdem auch die der Sonnenblumen, Melonen und Kürbisse, welche, wenn nicht alle zum Speisen, doch zur Beleuchtung das Öl und als Abfälle Viehfutter lieferten. Die dafür verwendeten Lampen sind entweder einfache Blechgefäße mit Löchern zum Füllen und für den Docht, auf Stiel, mit Handhabe und Fuß. Auf T.-Abb. 55 ist eine Öllampe aus Glas in Kugelform abgebildet. In Bergwerksgegenden gebrauchte man mit Vorliebe solche in Form der

Abb. 55.



Öllampe, Talgleuchten und Wandleuchte.

*) Nach Dr. Müller in Franzensbad, „Zeitschr. f. öst. Volkskunde“, X. 147.

charakteristischen Bergmannslampen, deren Form römischem Muster entspricht, welche mit dem Gehänge an die Stubendecke oder an Ständern auch zu mehreren Stücken aufgehängt waren. In Deutschland war die Ölbeleuchtung in dieser einfachen Weise sowohl als auch in schöner Ausbildung weit verbreitet.

Die Entdeckung und Einführung des billigen Petroleums hat die anderen Beleuchtungsmittel fast gänzlich verdrängt.

h) Freistehende Back- und Dörrhäuser.

Die durchwegs hölzernen Wohngebäude waren infolge der unvollkommenen Feuerungs- und Rauchabzugsanlagen sehr feuergefährlich. Dies machte sich besonders bei den im Bauernhause nötigen stärkeren Feuerungen beim Backen, Trocknen, bezw. Dörren leicht brennbarer Gegenstände, wie des Flachses, geltend.

Da in engen Dörfern durch die Unvorsichtigkeit einzelner stets alle Häuser gefährdet waren, so bestand die Dorfborgigkeit darauf, daß für diese Zwecke eigene Gebäude, entweder für einzelne Gruppen von Häusern oder für das ganze Dorf, und zwar abgelegen erbaut wurden.

Der früher in großer Menge und allgemein gebaute Flachs (auch „Haar“ genannt) wurde bis zum fertigen Wäsche- oder Kleidungsstück im Hause verarbeitet. Bei uns werden die Flachsstengel im heißen Raume gedörst, dann auf „Brecheln“ gebrochen und gekämmt, wodurch der Zellstoff weggeschafft wird. In Ungarn werden die Stengel längere Zeit eingesumpft, wodurch der Zellstoff verfault und leicht entfernt werden kann.

Der Bauer war nur schwer davon abzubringen, die Flachspflanze auf dem Ofen oder im Backofen zu rösten, da alle Gemeindeordnungen alter Zeit dies strenge verbieten.

Die Flachsdörrstuben führen in den deutschen Alpenländern den Namen „Badstuben“, welcher weder ihrer jetzigen Bestimmung entspricht, noch auch für frühere Zeit klar begründet werden kann. Auf S. 45 und 46 ist über die Herkunft dieses Namens das Nötigste angeführt. Außerdem sind die Benennungen: Brechelbad, Brechelstube, Brechelhütte, Haarstübel u. a. üblich. Bünker*) erklärt den Namen ziemlich einleuchtend als von bahen, bähnen, d. i. rösten, abstammend.

In der nordöstlichen Steiermark und teilweise auch anderwärts kommt es vor, daß eine zum Bauernhofe gelegene Inwohnerstube in besonderem Häuschen als Flachsröste verwendet wird, bezw. umgekehrt, da der Röstofen dort steht. Wenn der Flachs eingebracht ist, räumt der Inwohner mit seiner Einrichtung die Stube und zieht in ein anderes Gemach des Hofes, während der Flachs dort auf Gerüsten geschlichtet und durch Erzeugung einer großen Hitze geröstet wird.**)

In Gegenden mit starkem Obstbau hat man eigene Öfen, um das Obst für verschiedene Zwecke zu dörren, wie bei den Heanzen in Westungarn und im deutschen Nordböhmen sowohl als bei den Čechen. Bei ersteren spricht man vom „Backhäusel“. Übrigens wird auch der Backofen dazu verwendet.

Auch die Backöfen suchte man aus dem Holz Hause zu bringen, weil das Feuer in denselben, wie beim Flachsrösten nicht mehr das im Beginne schon durch Luftzutritt abgekühlte des offenen Herdes war, sondern große

*) „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXXII, S. 255.

***) J. R. Bünker: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXVII, 181.

Hitze entwickelte, welche bei Sprüngen in der Decke oder der Nähe einer Holzwand leicht Brände hervorrief. Aus diesem Grunde entstanden Gemeinde- oder Gruppenbackhäuser.

Auch bei Einzelhöfen sieht man sie öfter entfernt vom Hofe stehen. Die Siebenbürger Sachsen haben ihr „Feuerhaus“, hauptsächlich zum Backen bestimmt, Tafel Siebenbürgen Nr. 1, Gehöfte Kastenholz, Schellenberg, Michaelsberg, wo das Feuerhaus, d. i. der Backofen nicht im Wohngebäude, allerdings nicht getrennt vom Hofe sich befindet.

Tafel Steiermark Nr. 6 bringt eine Flachsрröste, welche so vollständig einer Wohnstube ähnlich ist, daß die S. 46 begründete Herkunft der letzteren von der „Badstube“, d. i. eben Flachsрröste leicht einzusehen ist und was durch die oben erwähnte Doppelbenützung trefflich erläutert wird. Der Ofen dient einmal als Röst-, dann als Heizofen oder könnte wenigstens dazu dienen.

Tafel Steiermark Nr. 7 zeigt uns einen freistehenden Backofen mit Waschhaus.

E. Gebäude und Anlagen außer dem Wohnhaus des Bauers.

1. Ausnehmerhäuser.

Aus verschiedenen Gründen bewirtschaftet der Bauer seinen Hof meist nicht bis in sein spätes Alter, so lange er es imstande wäre, sondern überläßt ihn einem seiner Söhne, meist dem ältesten, manchmal auch dem jüngsten, um so lange als möglich Eigentümer zu bleiben. Es geschieht dies infolge Drängens der Söhne oder wegen Befreiung vom Militärdienste, auch um eine günstige Heirat zu ermöglichen. Der Alte wird dann zum Ausnehmer, Auszügler, Ausgedinger, zum Altbauer. Diese Übertragung muß unter unumgänglichen Rechtsformen geschehen, durch förmliche Abtretung, indem das Eigentum dem Jungbauer gegen bestimmte Leistungen an Altbauer und Geschwister im Grundbuche vorgemerkt wird. Wenn der Altbauer sich kein Vermögen zurückbehalten kann, bedingt er sich genau Wohnung, Unterhalt oder einen gewissen Geldbetrag dafür.

In früherer Zeit gab es im Hause überhaupt nur einen beheizbaren und bewohnbaren Raum, der auch vom alten Ehepaare mitbenützt wurde. Da es dort sehr oft zu Streitigkeiten kommt, so sucht sich jeder Bauer, wo die Einrichtung nicht besteht, noch während des Besitzes ein besonderes Haus oder zum mindesten eine eigene Stube und Küche zu schaffen. Dies geschah oft durch Einschlebung zwischen Küche und Stall (T.-T. IV, Abb. 2, 3 und 4) oder sonst irgendwo (Tafel Kärnten Nr. 8 im Pleschinhauser). Gab es im Hause nur eine heizbare Stube, so war manchmal der Platz am Ofen vertragsmäßig für den Alten bestimmt und jedem anderen unzugänglich. Es ist ein schönes Zeichen für den Südtiroler, den Italiener, daß es dort keine Ausnehmerhäuser gibt und man deren auch nicht nötig hat. Alte und Junge leben friedlich zusammen in einem Gemache. Bei Deutschen und Slawen dagegen ist, wenn nur halbwegs tunlich, getrennte Wohnung für Jung und Alt vorhanden. Selbst in der Bukowina gibt es oft besondere Stuben, sogar Ausnehmerhäuser.

Am liebsten hat der Altbauer ein eigenes Haus mit Stube und Küche, in Salzburg „Zuhause“, in Kärnten „Beistübel“, in Niederösterreich manchmal auch „Stöckel“ genannt (s. Tafel Kärnten Nr. 9, Krain Nr. 1, Abb. 6).

Beim bayerischen Einzelhofe und auch bei Waldhufenanlagen mit ihren breiten Hausstellen war man um den Platz für das Ausnehmerhaus nie in Verlegenheit. Eher im fränkischen engen Dorfe. Allgemein stellte man es auf die dem Wohnhause im Hofe gegenüberliegende unbebaute Seite (s. T.-T. I,